

Imprimatur. Paderbornae, d. 14. m. Aprilis 2003
Nr. A 58-21.00.2/692. Der Diözesanadministrator Hans-Josef Becker

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Umschlagmotiv: Egbert Verbeek, Wandelbild;
Oratorium, Priesterseminar Paderborn,
Malerei/Glasmalerei, 240 x 175 cm, 1996

Umschlaggrafik: Christian Knaak, Dortmund

2. Auflage 2003

ISBN 3-89710-252-8

© 2003 by Bonifatius GmbH Druck · Buch · Verlag Paderborn

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Gesamtherstellung:
Bonifatius GmbH Druck · Buch · Verlag Paderborn

Inhalt

Peter Klasvogt
Leidenschaft für Gott und sein Volk
Dokumentation eines Reformkonvents 9

Christoph Jacobs
Wenn man Insider fragt ...
Impulsfragen zur Priesterausbildung 13

I.
Priesterbild und Priesterbilder

Zenon Kardinal Grocholewski
Die Gestalt des Priesters
Konkretisierung eines Ideals 23

Paul Michael Zulehner
Priesterliche Identität im Wechsel der Zeit 41

Joachim Wanke
Anforderungsprofil des Priesters in einer
evangelisierenden Kirche 57

II.
Priesterbildung und Jüngerschule

Hans-Werner Thönnies
Priester werden in Deutschland
Über Zustand und Standards heutiger Priesterausbildung 75

Marc Stenger
Priesterausbildung in Frankreich 83

Andreas Tapken
Priesterausbildung in den USA 89

Meinolf von Spee
Priesterausbildung in den Orden 95

<i>Hubertus Blaumeiser</i> Priesterausbildung in den Neuen Geistlichen Gemeinschaften ..	99
<i>Isidor Baumgartner</i> Hoffnungsträger und Exoten Priesterkandidaten heute	107
<i>Wilfried Hagemann</i> Neue Wege – Ausgetretene Pfade Reformansätze für Priesterbildung	129

III.

Priesterberufung und Werbeprofil

<i>Stefan Tausch / Konrad Schmidt / Paul Jakobi</i> Priester aus Passion Faszination priesterlicher Existenz	145
<i>Michael Behrent</i> Mehr Mut zur öffentlichen Kommunikation Kirche und Priester im Medienzeitalter	157
<i>Rainer Birkenmaier</i> Bündnis für Berufung Persönliche Anmerkungen eines Berufenen	165
<i>Karl Kardinal Lehmann</i> Priester für das 21. Jahrhundert Werbungsoffensive für den priesterlichen Dienst	171

Resümees

<i>Christoph Jacobs</i> Priesterausbildung im Wandel Auswertung der Teilnehmerreflexion	189
<i>Peter Klasvagt</i> Priester für das 21. Jahrhundert Resümee, Reflexion, Reformansätze	201

Anhang

„Priester für das 21. Jahrhundert“ Optionen der Deutschen Regentenkonferenz	239
Fastenhirtenbrief 2003 des Bischofs von Fulda Bündnis für Berufung	241
Autorenverzeichnis	245

Peter Klasvogt

Priester für das 21. Jahrhundert

Resümee, Reflexion, Reformansätze

Wird es sie noch geben: die Priester im 21. Jahrhundert? Und wie werden sie ihrem Auftrag und ihrer Sendung gerecht in einer von manchem Zeitgenossen als postchristlich apostrophierten Zeit? Die Teilnehmer des Paderborner Symposions waren sich einig: Es wird auch morgen noch Priester geben. Ja, es braucht sie dringender denn je, als Anwälte der leidenschaftlichen Liebe Gottes zu den Menschen.

Diese Überzeugung schmälert jedoch nicht die Herausforderung, nach dem Leitbild priesterlicher Existenz in den derzeitigen Umbrüchen und Friktionen von Kirche und Gesellschaft zu fragen und kritisch zu beleuchten, ob und wie Priesterkandidaten heute optimal auf ihre Aufgabe vorbereitet werden. Die gebündelte Fachkompetenz, welche die Vertreter aus Diözesen, Orden und sog. Neuen Geistlichen Gemeinschaften in das Symposion einbrachten, machte es möglich, ein ziemlich genaues Bild von dem tatsächlichen Stand der Priesterausbildung zu zeichnen und Vorschläge und Reformansätze für deren Optimierung zu erarbeiten. Dabei lag allen Beratungen die Überlegung zu Grunde, welche Signalwirkung bzw. Ausstrahlung auf potenzielle Interessenten und Bewerber ausgehen.

Der folgende Beitrag gibt einen Überblick über die Ergebnisse der Tagung und skizziert Ansätze für eine deutlichere Profilierung, Professionalisierung und Positionierung des Priesters in der kirchlichen wie gesellschaftlichen Öffentlichkeit.

I. Im Zeichen der Kontinuität

Zur priesterlichen Identität in gewandelter Zeit

Was ist der Priester, und was ist seine Aufgabe? Angesichts der theologischen Neubestimmung im Zweiten Vatikanischen Konzil und der gesellschaftlichen Umbrüche, denen das priesterliche Amt seit 1968 ausgesetzt ist, zumal unter

dem Eindruck des rasanten Gläubigen-, Priester- und Geldmangels, der sich in den Ortskirchen Westeuropas vollzieht, stellt sich die Frage nach der Identität des Priesters mit entscheidender Dringlichkeit.

Vor diesem Hintergrund sind auch die amtstheologischen Präzisierungen zu verstehen, die auf dem Symposium in Vorträgen, Arbeitsgruppen und vielen Randgesprächen auf ihre Realitätsnähe und Praxisrelevanz hin diskutiert und verifiziert worden sind. Es ist der Versuch, die *Essentials* priesterlicher Existenz und Standards priesterlichen Dienstes so präzise zu fassen, dass sich daraus Arbeitsaufträge für die Profilierung der Priesterausbildung wie auch für die Gestaltung des Werbeprofils ableiten lassen.

1. Radikale Vergewisserung

Angesichts der weitgehenden Verunsicherung der Amtsträger (und potenzieller Kandidaten) sowie ihrer Infragestellung braucht es heute mit besonderer Dringlichkeit eine Vergewisserung der Wurzeln priesterlicher Identität: der Berufung und Sendung durch Christus selbst, der durch den Priester in der Gemeinde präsent sein will. Wenn daher der Priester Christus als das Haupt der Kirche repräsentiert, so nicht im Sinne der Stellvertretung eines Abwesenden, sondern als Hinweis auf den anwesenden Christus (Faber).¹ Von ihm, Jesus Christus, allein kann sich der Priester definieren, und von Christus ganz in Anspruch genommen soll der Priester mit seiner ganzen Existenz auf Christus hinweisen und die Gläubigen auf ihn als die Mitte gläubiger Existenz wie geistlicher Gemeinschaft ausrichten. Insofern steht der Priester unbeschadet der objektiven Christusrepräsentation immer auch in bleibender Differenz zu seinem Ursprung und Urbild, wobei der christologische Verstehensschlüssel allerdings pneumatologisch-trinitarisch zu weiten ist (Hilberath). Als Repräsentant Christi ist der Priester, bei aller menschlichen Unzulänglichkeit, Zeuge des Vaters und hat den Auftrag, in den Beziehungen zu den Menschen die *Communio* des Geistes zu stiften und zu fördern (Bode).

2. Existenzielle Aneignung

Obwohl der mit der Weihe verbundene objektive Zuspruch den Priester von dem Druck entlastet, alles aus eigener Kraft leisten zu müssen, bleibt der Anspruch der persönlichen Aneignung der Christusförmigkeit (Faber): „Was du verkündest, erfülle im Leben!“² und: „Ahme nach, was du vollziehst ...!“³ Die Aufforderung zur existenziellen Aneignung der Christusrepräsentation, jeweils

an ganz pointierter Stelle in der Weiheliturgie, mag dem Kandidaten als Zumutung erscheinen und darf doch weder minimiert noch relativiert werden. Sie ist letztlich nur einzulösen in dem Bewusstsein, dass die Differenz zwischen der Größe des Amtes und der Grenze des eigenen Existenzvollzugs in Demut auszuhalten und vor Gott zu tragen ist. Hier erschließt sich letztlich die innere Notwendigkeit, sich selbst je neu im Bußsakrament dem Erbarmen Gottes anheim zu stellen (Grochowski).

Zugang zum lebendigen Gott wird nur ermöglichen und fördern, wer selbst mit Gott vertraut ist. Das ist auch die Erwartung der Gemeinde an den Priester vor all seinen Fähigkeiten, Kompetenzen und Qualifikationen, dass er als ein „Mann Gottes“ aufgrund persönlicher Gotteserfahrung beauftragt und befähigt ist, die Gemeinde „auf der Spur des Evangeliums“ zu halten (Zulehner). Weil der Priester selbst „gotterfahren“ ist, wird er die „Gottesträchtigkeit“ des Lebens spüren und von ihr künden können. Weil er selbst ein Betender ist, wird er andere zum Beten anleiten können. Weil er ein Zeuge des Auferstandenen ist, wird er Gottes Heilswirken feiern und die Gemeinde in der Gegenwart Gottes sammeln können (Mödl). Dies wird seinen Ausdruck nicht zuletzt in der würdigen Zelebration gottesdienstlicher Feiern (*ars celebrandi*) finden (Hillenbrand).

3. Geistliche Prägung

Es stimmt bedenklich, wenn der Eindruck entsteht, bei Priestern sei der „spirituelle Hunger“ oft nur unzureichend vorhanden. Mit dem ersten und wichtigsten Anforderungsprofil an den Priester, ein Geistlicher zu sein, ist auch vornehmliche Bildungsauftrag für die Konvikte und Seminare⁴ beschrieben: Die angehenden Priester sollen auf ihrem Ausbildungsweg zu Experten in den *rebus divinis* werden und zwar aufgrund persönlicher Anschauung und Erfahrung. Daher ist in der Priesterausbildung eine existenzielle Auseinandersetzung und Aneignung spezifisch priesterlicher Spiritualität geboten. So darf sich das persönliche Gebet des Kandidaten nicht nur auf das Einüben und Absolvieren des *Stundengebetes* beschränken. Wenn Priesterkandidaten heute oft – erfreulicherweise – eine positive Affinität zu traditionellen Frömmigkeitsübungen, zu festen Formen, Riten oder Zeiten haben, bedarf es kluger Hinführung, damit sie die überkommenen Formen und Gewohnheiten auch inhaltlich füllen und geistliche Quellen erschließen lernen, aus denen sich die persönliche Gottesbeziehung und eine Spiritualität im Alltag speist. Dies könnte z.B. neben den klassischen Exerzitien auch in gut begleiteten „Exerzitien im Alltag“ gefördert werden. Aus diesem Grund kommt der pastoral-liturgischen

Ausbildung und der Ausgestaltung der gottesdienstlichen Feiern in den Konvikten und Seminaren in frömmigkeitsprägender wie stilbildender Sicht ebenfalls hohe Bedeutung zu. Neben den klassischen Themen der Aszetik dürfte ein weiterer Schwerpunkt zukünftig in der „Biographiearbeit“, dem Aufspüren der Spuren Gottes im eigenen Leben, liegen.

Der geistlichen Ausbildung und Begleitung der angehenden Priester kommt somit wesentlich die Aufgabe zu, auf eine echte und tiefe Verwurzelung der Kandidaten im Christusgeheimnis hinzuzielen, ohne der Versuchung klerikaler Selbstüberhebung Vorschub zu leisten. Dies erweist sich angesichts der allgemeinen Rollenunsicherheit sowie der häufig anzutreffenden Reifungsverzögerung der Kandidaten als ausgesprochen schwierige Gratwanderung. Gleichwohl bleibt es Ziel und Aufgabe der Priesterausbildung, die Kandidaten zu jener *Freiheit in Christus* (vgl. Gal 5,1) zu führen, die in der Christusverbundenheit gründet. Wer sich der Würde seiner Berufung gewiss ist, der kann ohne klerikale Attitüden und triumphalistische Allüren jedem in der Gesinnung Christi begegnen: „Ich bin unter euch wie einer, der dient“ (Lk 22,27).

4. Ministerielle Einstellung

Wer sich vom lebendigen Gott in Dienst nehmen lassen will, muss auch zuinnerst dessen Leidenschaft für die Menschen teilen. Die Identifikation mit Christus und seiner Sendung ist daher Voraussetzung für den Dienst am Evangelium. Es stimmt daher bedenklich, wenn sich Priester, möglicherweise infolge der zunehmenden Wahrnehmung von Führungsaufgaben, auch in ihrer persönlichen Lebensgestaltung wie profane Führungskräfte verstehen (und benehmen) und Gefahr laufen, die Menschen auf der Verliererseite des Lebens, die Armen und Kleinen des Evangeliums, zu denen sich Jesus in besonderer Weise hingezogen fühlte, aus dem Blick zu verlieren. Wenn der evangelische Rat der Armut bzw. eines einfachen Lebensstils für priesterliches Selbstverständnis nicht mehr stilbildend ist, dürfte das geistliche Amt einen (weiteren) Glaubwürdigkeitsverlust erleiden. Dem müsste bereits die Seminarbildung entschieden entgegenwirken.

Eines der Kernthemen der Priesterausbildung ist diesbezüglich die Wahrung von Individualität und Originalität des Amtsträgers bei gleichzeitiger Einbindung in das überpersönliche Amt und seiner repräsentativen Funktion. Angesichts wachsender Anspruchshaltungen bzw. der verstärkten Neigung zur Selbstdarstellung muss bereits den Priesterkandidaten transparent und einsichtig gemacht werden, dass Lebensführung und Lebensstil des (künftigen) Amtsträgers keineswegs nur Ausdruck des je persönlichen Lebensgefühls, sondern

in fundamentaler Weise auch dem seelsorglichen Auftrag geschuldet ist, deshalb Vorbildcharakter besitzt und Identifikation ermöglichen soll. Um der Glaubwürdigkeit seiner Verkündigung und pastoralen Tätigkeit willen ist daher vom Priester ein hohes Maß an Integrität, Authentizität und Solidarität verlangt. Seine institutionelle Einbindung entlastet ihn von der sonst geforderten und überfordernden Virtuosität und schützt ihn vor eigener Überschätzung. Insofern ist Institutionalität eine Hilfe zur „Berechenbarkeit“, die in einer instabilen Gesellschaft und bei einem diffundierenden Priesterbild zum gegenwärtigen Zeitpunkt ein hohes Gut ist (Zulehner).

5. Priesterlicher Lebensstil

Auf der Tagung herrschte weitgehende Einmütigkeit, dass die zölibatäre Lebensform des Amtsträgers in besonderer Weise geeignet ist, die spirituelle Dimension der Christusbefolgung zur Darstellung zu bringen. Doch gerade weil der Zölibat letztlich nur aus einer geistlichen Haltung heraus und in innerer Bejahung erfüllend gelebt werden kann, muss die Lebensentscheidung der angehenden Priester auch unter humanpsychologischen Gesichtspunkten betrachtet und begleitet werden. Persönlichkeitsrelevante Bereiche wie insbesondere die Sexualität sind nicht Vorfeld oder Randbereich der spirituellen Ausbildung, sondern verlangen nach einer vollen Integration bzw. Bearbeitung (Brantzen).

Zu einem gelingenden zölibatären Lebensentwurf gehört nicht zuletzt der Aspekt priesterlicher Lebenskultur und die Frage nach möglichen Konkretionen der priesterlichen Lebensform. Hier sind Freundschaften, Priestergemeinschaften sowie verschiedene Formen gemeinschaftlichen Lebens (*vita communis*) unter Priestern (Algermissen), aber auch mit Menschen in der Gemeinde (Bode), zu suchen und zu fördern. In diesem Zusammenhang wird man fragen müssen, wo der Priester „Wahlheimaten“ finden kann, da überkommene Strukturen wie der sog. *Dies* oder das *Konveniat* heute oft keine Lebenshilfe mehr sind.

Der priesterlich-zölibatäre Lebensstil muss eingeübt und kultiviert werden, was nicht nur die Ebene der Sexualität tangiert. Als eine kultivierte Gemeinschaft (*urbanitas*) muss das Priesterseminar dem einzelnen Kandidaten helfen, die unumgängliche Erfahrung des Alleinseins anzunehmen und positiv zu gestalten, eine letzte Einsamkeit auch auszuhalten und geistlich durchzutragen. Darüber hinaus kann die Seminarerziehung den einzelnen durchaus geschmacks- und stilbildend prägen und durch die Anleitung zu Selbstorgani-

sation sowie der Ausprägung von Lebensordnungen bzw. die Einübung von Lebensrhythmen und -riten der Gefahr künftiger „männlich-junggesellenhafter“ Verwahrlosung entgegenwirken (Mödl).

6. Pastorale Leidenschaft

Der missionarische Auftrag der Kirche gilt nicht nur den Priestern und hauptamtlich bestellten Zeugen. Alle Christen müssen auf der Grundlage des *Allgemeinen Priestertums* Zeugen des Evangeliums sein, wobei das priesterliche Amt die Gläubigen in besonderer Weise in ihrer Berufung stärken und für ihre Sendung rüsten – „wachen und nähren“ (Wanke) – soll. Dazu muss der kirchliche Amtsträger zuallererst selbst mit den Menschen, ihrem Lebensgefühl und ihren Lebenswelten vertraut sein: „Wir brauchen das Glaubensgespräch an den Küchentischen und in den Kinderzimmern“ (Wanke). Es wird neben der Verkündigung des Evangeliums und der Feier der Sakramente, besonders der Eucharistie, eine wesentliche Aufgabe des Priesters sein, in der Perspektive des Gemeindeaufbaus die lebendigen Zellen der Gemeinde zu entdecken, sie zu fördern und zur Einheit zusammenzuführen (Algermissen).

Vor dem Hintergrund der spezifischen Aufgaben des Priesters in einer Welt, die immer mehr auf reine Diesseitigkeit ausgerichtet ist und sich darin eingrichtet hat, müsste es im Sinne einer Matrix priesterlichen Dienstes dessen leidenschaftliches Anliegen sein, den Menschen in der bunten und verwirrenden Vielfalt ihrer Daseinserfahrungen „den Himmel offen zu halten“ (Zulehner). Wenn das Leben von vielen Zeitgenossen nur mehr als „letzte Gelegenheit“ (Marianne Gronemeyer) begriffen wird und sie damit einem unmenschlichen Zwang zum Genießen- und Auskosten-Müssen ausgesetzt sind, steht der zölibatäre Priester allein schon mit seiner Existenz für die Dimension eines umfassenden, ewigen Lebens. Spiritualisierung und Diakonisierung der Seelsorge sind daher das Gebot der Stunde. In einer zunehmend instabiler werdenden medialen Gegenwartskultur braucht es die Unterbrechung des Alltags im Kult und in der Anbetung, gibt es die Sehnsucht nach dem menschlich annehmenden und bergenden „Obdach für die Seele“ (Zulehner), sind soziale und personale Netzwerke gefragt – kurz: eine kulturelle Kontrafaktizität um der Menschlichkeit willen. Die Kirche unserer Tage müsste sich in besonderer Weise dadurch hervortun, dass sie Leben und Leiden der Menschen kennt und ihr pastorales Handeln daran ausrichtet. Leidkennendes und prophetisches Handeln ist gleichzeitig prioritär priesterliches Handeln. Wenn mithin Rituale, insbesondere an den Lebenswenden, für die Menschen heute so wichtig sind, ist es tragisch, dass Priester jene Riten in ihrer existenziellen Bedeutsam-

keit für die Menschen oft verkennen und sich ihnen versagen bzw. aufgrund anderer pragmatischer Erfordernisse des priesterlichen Alltags weder Zeit und noch Kraft finden, diese Rituale mit der gebotenen Sorgfalt zu gestalten und damit in ihrem Dienstamt prägend zu wirken. Eine „Ritendiakonie“ (aber eben kein „Glaubens-TÜV“), die dagegen die pastorale Chance wahrnähme, das Leben im Licht des christlichen Glaubens zu deuten, könnte so zu „Sternstunden“ priesterlichen Handelns führen (Zulehner).

Wenn Priesterkandidaten im Laufe ihrer Ausbildung etwas von der Leidenschaft Gottes für die Menschen erahnten und für ihr seelsorgerliches und priesterliches Selbstverständnis internalisierten, müsste der Priester auch in Zukunft weder um einen binnenkirchlichen Autoritäts- noch gesellschaftlichen Bedeutungsverlust besorgt sein. Sein Dienst würde im Gegenteil auf neue Weise ansteckend und ausstrahlend sein. Dazu braucht es aber ein anspruchsvolles Programm der Zurüstung, Befähigung und Begleitung. Gute Ansätze und strukturelle Erfahrungen gibt es hierzu reichlich.

II. Die Signale stehen auf Veränderung Zur Profilierung der Priesterausbildung

Auch wenn die Qualität der Priesterausbildung im deutschsprachigen Raum zuletzt durch die apostolische Seminarvisitationen der 90-er Jahren im Wesentlichen bestätigt wurde, bleibt die Frage, welche nachhaltige Prägung die Priesterkandidaten in den Seminaren für ihr Leben bekommen. Nicht minder interessiert die Frage, welche Signale vom derzeitigen Ausbildungs- und Begleitungssystem auf potenzielle Bewerber ausgehen. 86 % der Konferenzteilnehmer, alle in verantwortlicher Stellung im Kontext der Priesterausbildung, schätzten den Veränderungsbedarf in der Priesterausbildung eher hoch ein:⁵ eine unübersehbare Aufforderung, die Priesterausbildung insgesamt auf den Prüfstand zu stellen. Wie sich zeigen wird, gibt es bereits viele gültige, trag- (oder ausbau-)fähige Erfahrungen und Reformansätze.

1. Perspektivenwechsel: von der System- zur Persönlichkeitsorientierung

Das Paderborner Symposium ließ keinen Zweifel daran, dass in weiten Bereichen der Priesterausbildung ein Perspektivenwechsel bereits stattgefunden hat. Als Maßstab für Beratung und Begleitung, Forderung und Förderung – so die

Peter Klasvogt

Leidenschaft für Gott und sein Volk

Dokumentation eines Reformkonventes

„Der Priestermacher“, ein Bühnenstück des amerikanischen Autors Bill C. Davis,¹ feiert seit seiner deutschen Erstaufführung ungeahnte Erfolge: ausverkaufte Häuser, begeisterte Zuschauer, *standing ovations*. Die unerwartet positive Resonanz lässt erahnen, wie sehr die Gestalt des Priesters auch heute, selbst in einem säkularen Umfeld, fasziniert, wohl auch provoziert. Das Theaterstück spricht von den Idealen eines jungen Mannes, der Priester werden will, und es handelt von dem Bemühen seines geistlichen Beraters, eben des „Priester-machers“, ihm zu einer realistischen Sicht priesterlicher Existenz zu verhelfen – mit ungewissem Ausgang.

Gewiss: Priester kann man nicht *machen*. Die Berufung zu diesem Amt muss Gott schenken, und sie muss im Kandidaten wachsen. Aber man kann um Priesterberufungen beten und für sie werben, sie begleiten und fördern. In diesem Anliegen kamen vom 16.-18. Dezember 2002 keine „Priestermacher“, wohl aber ausgewiesene Fachleute und Verantwortungsträger in der Priesterbildung und Berufungspastoral zu einem Internationalen Symposium in Paderborn zusammen. Ziel der Tagung war, die Priesterausbildung im deutschsprachigen Raum auf den Prüfstand zu stellen, das Berufsprofil des Priesters zu schärfen und Perspektiven für eine einladende Berufungspastoral zu entwickeln

Anders als in dem Stück „Der Priestermacher“ endete die Fachtagung keineswegs ergebnisoffen, sondern präsentierte am Ende konkrete Anregungen und Impulse, wie Interessenten und Kandidaten auf dem Weg zum Priestertum begleitet und gefördert werden können. Das tut auch not, denn der *Leidensdruck* ist groß. Die Zahl der Priesterkandidaten geht dramatisch zurück, mit erheblichen Auswirkungen auf Personalbestand und Personalentwicklung in den Diözesen. Mit der Ausdünnung priesterlicher Präsenz kommt auch die wohl austarierte und über Jahrzehnte ausgeklügelte pastorale Flächenversorgung in den Bistümern ins Rutschen. Denn um der drohenden Gefahr zu entgehen, den seelsorglichen Grundauftrag nicht mehr (in der Fläche) auf-

recht erhalten zu können, gibt es im Kern zwei grundverschiedene Alternativen. Entweder progressiv die rückläufige Zahl aktiver Priester durch andere pastorale Berufe abdecken bzw. durch andere Zugangswege zum Amt kompensieren oder konservativ die verbleibenden Priester entlasten und auf ihr „Kerngeschäft“ verweisen; dabei müssten die Anstrengungen um Priesternachwuchs vervielfacht und die Qualifizierung der (angehenden) Amtsträger gesteigert werden. Im Vertrauen auf die innovativen Kräfte sowie die weithin unausgeschöpften Ressourcen, aber auch aus amtstheologischer Überzeugung haben sich die Teilnehmer des Symposions einmütig und entschieden für den letzten Weg ausgesprochen. Sie taten dies in dem Bewusstsein, dass nur ein überzeugend zur Darstellung gebrachtes Priesterbild anziehend zu wirken vermag und nur entwicklungsfördernde Rahmenbedingungen in Ausbildung und Begleitung interessierte Kandidaten ermutigen werden, ihre eigene Berufungsintuition ernst zu nehmen und sich auf die Herausforderung eines priesterlichen Lebensengagements einzulassen.

Die Paderborner Konferenz hatte den Mut, unbeschadet aller Bedenken und Verzagtheit, an einem Leitbild des Priesters anzusetzen, inspiriert von dem paradigmatischen Prophetenwort: „*Da erwachte im Herrn die Leidenschaft Gottes für sein Volk*“ (vgl. Joel 2,18). Auf diesem Hintergrund sind die nachstehenden Beiträge zu lesen, die sich bei aller Unterschiedlichkeit in Ansatz und Thematik in dem Anliegen treffen, die künftigen Priester für ihren Dienst im 21. Jahrhundert zu rüsten. Der Priester von morgen, so die sich durchziehende Erkenntnis, wird ein „*Priester aus Passion*“ (Franz Kamphaus) sein, dem die *Leidenschaft für Gott* zum Beruf geworden ist – in der Perspektive der *Mit-Leidenschaft* für die Menschen. Der „*Hoffnungsevent*“, wie das Symposium in der Presse betitelt wurde (vgl. Wegbereiter 2/2003), setzt damit ein kraftvolles und ermutigendes Richtungssignal, indem er dem priesterlichen Dienst eine klare, ihm wesentliche Kontur gibt. Er stellt denen, die sich heute in den Seminaren auf den priesterlichen Dienst vorbereiten, ein Priesterideal vor Augen, das anspruchsvoll, aber auch ansprechend ist, zugleich Orientierungspunkt für jene, die danach fragen, wofür und für wen sie ihr Leben einsetzen können.

Der vorliegende Band verdankt sich dem Einsatz derer, die in der Priesterausbildung und -begleitung Verantwortung tragen. Er dokumentiert die Tagung und reflektiert die vielfältigen Impulse zur Umsetzung bzw. Übersetzung in die jeweiligen Ausbildungskontexte und Verantwortungsbereiche. So wurden nicht nur die Vorträge, sondern auch Zwischentöne und Seitengespräche sowie die Beiträge aus den Arbeitsgruppen eingefangen und zu einem aussage-

kräftigen Gesamtbild zusammen getragen. Dieses zeigt Handlungsperspektiven für die Priesterausbildung auf und ermutigt zu werbendem Eintreten für den Priesterberuf. Daher gilt der Dank allen Teilnehmern und Mitwirkenden, die mit ihrer Kompetenz und gebündelten Erfahrung und nicht minder mit ihrer Innovationsfreude und Kooperationsbereitschaft das gemeinsame Vorgehen ermöglicht und den Grundstein für dieses Buch gelegt haben. Insbesondere sei den Referenten und Autoren dieses Buches gedankt, die sich mit ihren Überlegungen und Untersuchungen dem kritischen Fachpublikum stellen und sich damit engagiert für das gemeinsame Anliegen einsetzen.

Mein besonderer Dank gilt den Verantwortlichen im Erzbistum Paderborn, allen voran Johannes Joachim Kardinal Degenhardt, der in der Planungsphase des Symposions plötzlich verstorben ist. Wie er, so hat auch Generalvikar a.D. Bruno Kresing von Anfang an das Projekt nach Kräften unterstützt und entschieden zum Gelingen des Symposions beigetragen. Diözesanadministrator Weihbischof Hans Josef Becker und sein Stellvertreter, Prälat Manfred Grothe, haben die Tagung mit tatkräftiger ideeller und materieller Unterstützung schließlich zum Erfolg geführt, woran viele ungenannte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen aus dem Erzbistum Paderborn maßgeblich beteiligt waren. Das Unternehmen wäre nicht gelungen ohne das große Engagement von Subregens Peter Jochem und Frau Elisabeth Temborius, deren Sekretariat im Paderborner Priesterseminar über Wochen als Tagungsbüro und Schaltzentrale fungierte. Um die Überarbeitung und Drucklegung der Texte haben sich Frau Dr. Irene del Valle bzw. Herr Achim Wirth verdient gemacht sowie Dr. Michael Ernst, der das Entstehen dieses Buches angeregt und das Vorhaben seitens des Verlags mit Umsicht und Kompetenz betreut hat.

Vor allem aber danke ich den Seminaristen und Diakonen des Erzbischöflichen Priesterseminars Paderborn, die mit Interesse, Verständnis und Geduld die Inanspruchnahme ihres Regens in Vorbereitung und Durchführung der Tagung sowie danach zur Ertragssicherung und Fortschreibung der Ergebnisse ertragen und in jeder Hinsicht unterstützt haben. Ihnen und der nachkommenden Priestergeneration, der jener leidenschaftliche Einsatz galt, sollen auch die Früchte dieser Arbeit zuwachsen. Ihnen allen sei dieses Buch gewidmet: den *Priestern für das 21. Jahrhundert*.

¹ Originaltitel: Mass appeal. Übersetzung: Dagmar Gottschall. Deutsche Fassung von Helmuth Fuschl und Joachim Fuchsberger.

Christoph Jacobs

Wenn man Insider fragt ...

Impulsfragen zur Priesterausbildung

Insider-Informationen sind spannend – und wertvolles Gestaltungspotential für den, der sie bekommen kann. Dies gilt nicht nur für so alltägliche Dinge wie die Politik oder das Geschäft mit dem Geld, sondern auch für wichtigere Dinge: zum Beispiel die Gestaltung der „Priesterausbildung für das 21. Jahrhundert“. Denn, wer etwas mit Leidenschaft tun möchte, braucht den klaren Blick und handfestes Wissen über das, was gemacht werden soll.

So gilt: wer sich für die Priesterausbildung engagiert, wer zu einem Urteil über die Priesterausbildung kommen möchte oder wer für die Pastoral von Gegenwart und Zukunft die Verantwortung trägt, braucht Wissen in vier grundlegenden Bereichen:

1. Wissen zur Bedeutung des Priesters in der heutigen Gesellschaft
2. Wissen zum Veränderungsbedarf in der Priesterausbildung
3. Wissen zur Prioritätensetzung in der Priesterausbildung
4. Wissen zu den Ressourcen an Berufungen zum Priestertum

Wir brauchen Informationen von denen, die es wissen müssen, von denen, die wirklich Einblick haben, von denen, die Interesse haben an einem guten Ausgang des göttlichen Projekts „Priester – in Leidenschaft für sein Volk“ (vgl. Joel 2,18).

Dies sagten wir uns, als wir daran gingen, die großen Schwerpunkte des Symposions zu planen. Daher erhielten die „Insider“, also die TagungsteilnehmerInnen des Symposions, mit Bezug auf die Themen der drei Kongresstage – 1. Priesterbild – Priesterbilder, 2. Priesterbildung – Jüngerschule, 3. Priesterberufung – Werbeprofil – zugleich mit der Anmeldekarte folgende Impulsfragen vorgelegt:

- a) Nimmt Ihrer Einschätzung nach die Bedeutung des Priesters in der heutigen Gesellschaft
 eher zu eher ab?
- b) Schätzen Sie den Veränderungsbedarf in der gegenwärtigen Priesterausbildung
 eher hoch eher niedrig ein?

- c) Räumen Sie bei weiteren Akzentsetzungen in der Priesterausbildung die erste Priorität
- der menschlichen Reife,
 - dem geistlichen Leben,
 - der theologischen Bildung,
 - der pastoralen Befähigung der Kandidaten ein?
- d) Wie schätzen Sie die Ressourcen an Berufungen in der gegenwärtigen Situation ein?
- Das Potential an Berufungen ist ziemlich ausgereizt.
 - Es gibt genügend Berufungen, die derzeit möglicherweise nicht gehoben werden können.

Bevor die Ergebnisse der anonymen Befragung dargelegt werden, lohnt es sich vor dem Weiterlesen, die Fragen für sich persönlich mit dem größtmöglichen Realismus zu beantworten.

I. Die Urteile der Experten: Spannende Antworten auf zentrale Fragen

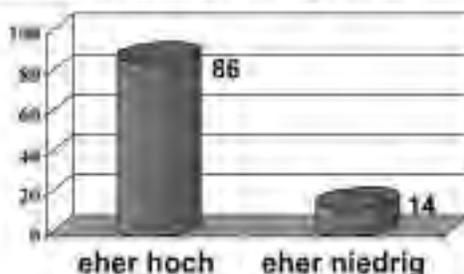
Wir erhofften uns von den „Expertenurteilen“:

- Elemente einer qualifizierten Zeitdiagnose zur Priesterausbildung
- die Eröffnung des Spannungsfeldes für das Symposion (in der Sprache der geistlichen Tradition: eine „Bereitung des Schauplatzes“)
- ein Motivations- und Gestaltungselement für die Tagungsschwerpunkte
- Sensibilität und Wachsamkeit für die wahren Brennpunkte der Priesterausbildung heute

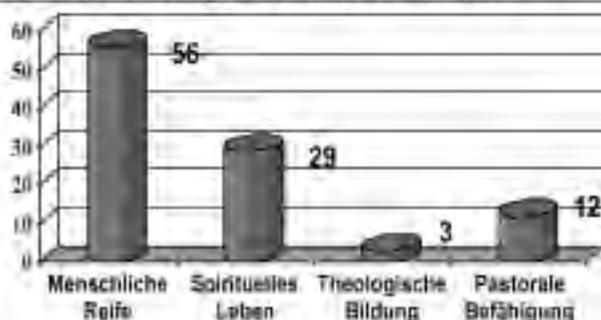
Die Antworten werden aus Gründen der Anschaulichkeit zunächst in graphischer Form abgebildet und im nächsten Abschnitt kommentiert. Alle Angaben erfolgten in Prozent.



■ Wie schätzen Sie den Veränderungsbedarf in der Priesterausbildung ein?



■ Wo räumen Sie bei weiteren Akzentsetzungen in der Priesterausbildung die erste Priorität ein?



■ Wie schätzen Sie die Ressourcen an Berufenen in der gegenwärtigen Situation ein?



II. Einigkeit der Experten, Zündstoff zur Diskussion und Handlungsbedarf

Die Antworten sprechen für sich. Die Experten sind sich – vermutlich sogar, ohne dies zu wissen oder zu ahnen – in ihrer Zeit-, Problem-, und Ressourcendiagnose bemerkenswert einig. Sie haben den Mut, Zündstoff zur Diskussion und Handlungsbedarf für das Symposium und sicher weit darüber hinaus anzuzeigen.

1. Zur Bedeutung des Priesters in der heutigen Gesellschaft

Ob die Bedeutung des Priesters in der heutigen Gesellschaft abnimmt (ca. 60 Prozent der Experten) oder zunimmt (ca. 40 Prozent der Experten) ist eine Frage der Perspektive. Wählt man die „demoskopisch realistische“ Perspektive, so nimmt die Bedeutung des Priesters sicherlich ab. Dies belegen (nicht nur) der Priesterangel und der Relevanzverlust der Priester in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit.

Wählt man die „idealistische“ Perspektive und orientiert sich dafür an der Bedeutsamkeit der Botschaft, welche die Kirche durch die Repräsentanten Jesu Christi zu bringen hat, so nimmt die Bedeutung des Priesters für das Leben der Menschen vermutlich eher zu. Beide Antworten sind „wirklichkeitsgetreu“, erst zusammengenommen bilden sie „die ganze Wahrheit“.

Diese ganzheitliche Sicht der Wirklichkeit spiegelt sich in der Stimmung und der Dynamik des Symposiums. Die Verantwortlichen für Ausbildung entwickelten eine erstaunliche Solidarität, sei es in der Problembeschreibung sei es im unbeirrbar gelassenen Optimismus für die Zukunftsträchtigkeit des Priestertums. Es wurde spürbar, wie gerade die offene Darlegung von Problemen neue Gelassenheit ermöglichen und Handlungsoptionen in veränderter Situation erschließen kann.

Daraus ergibt sich: Wer sich in der Priesterfortbildung engagiert, wird sich und anderen Gutes tun, wenn er den Blick auf die Realität und die Kraft der Ideale zugleich für seinen Dienst zu nutzen vermag.

2. Zum Veränderungsbedarf in der Priesterausbildung

Mehr als 85 Prozent der Verantwortlichen und Experten in der Priesterausbildung schätzen den Veränderungsbedarf in der Priesterausbildung eher hoch ein. Die TeilnehmerInnen werden das Erstaunen des Plenums noch in Erinnerung haben, als diese Zahl präsentiert wurde. Diese eindeutige, offene und

klare Stellungnahme ist ein Indiz für das Drängen der Probleme, die Not der Ausbilder und den sich daraus ergebenden Veränderungsdruck und Veränderungsbedarf. Vermutlich ist es gerade das Stehen zur eigenen Verantwortung in Verbindung mit den (bitteren) Erfahrungen der Realität und der engagierten Sorge um die Kandidaten, das Insider zu diesem so eindeutigen Ruf nach Veränderung drängt.

Vielfach wurde die Überzeugung geäußert, dass die Übereinstimmung in der Wahrnehmung des Veränderungsdrucks auf die Priesterausbildung sehr gut getan habe. Sie ist um so bedeutsamer, als die Überzeugung „Wir brauchen Veränderungen!“ nicht von außenstehenden Kritikern der Priesterausbildung, sondern von den „Liebhabern des Priesterseins“ und von den Protagonisten der Zukunft des Priesters als Fundament gemeinsamen Arbeitens ins Spiel gebracht wurde.

Solidarität in der Bedrängnis ohne Verzicht auf realistische Ideale ist nach Ansicht vieler TeilnehmerInnen Nährboden für Veränderungen und zukunfts-trächtiges Handeln (vgl. das Resümee des Symposions am Ende dieses Bandes).

3. Zur Prioritätensetzung in der Priesterausbildung

Die ermittelten Prioritäten in der Priesterausbildung führten zu erstaunten Reaktionen. Bestätigt fühlten sich 56 Prozent der Experten, welche die menschliche Reife an die oberste Stelle für Handlungsbedarf setzten und annähernd 30 Prozent, welche den größten Bedarf an Engagement für das spirituelle Leben reklamierten. Das schlechte Abschneiden der theologischen Bildung (3 Prozent) und der pastoralen Befähigung (12 Prozent) wurde mit Verblüffung aufgenommen.

Dass vor allem menschliche Reife, aber dann auch spirituelle Lebens in der Wahrnehmung der Insider der Priesterausbildung die zentralen Herausforderungen und Krisenherde darstellen, belegen Ausbildungspraxis und die einschlägige Literatur. Auch der Zuspruch zu diesem Symposion und seiner Gesamtkonzeption in Referaten, Foren, Redebeiträgen und Gesprächen spricht dafür.

Warum aber rangieren pastorale Befähigung und theologische Bildung so weit unten?

Es wäre sicher (zu) einfach, dies a) entweder mit der Fragestellung (keine Mehrfachantworten) oder b) der Zusammensetzung der Teilnehmer (im Verhältnis weniger Fachleute der universitären Theologie oder der Pastoralplanung) oder c) der absoluten Selbstverständlichkeit dieser Akzente in der Priesterausbildung zu erklären.

Vielleicht kommen diejenigen der Sachlage näher, die annehmen, dass an diesem Punkte einige brennende Fragestellungen neu in den Blick kommen müssen:

- a) Ist der pastorale Wandel in seiner Bedeutung für die Priesterausbildung schon genügend verstanden und in die Konzeption integriert?
- b) Wird überhaupt evident, dass die theologische Kompetenz bedeutsam ist für Priesterausbildung und Seelsorge?
- c) Haben die theologischen Fakultäten und ihre Lehrkräfte die Gefahr zur Kenntnis genommen, dass die Theologie in ihrer wahrgenommenen und praktisch handlungsleitenden Relevanz für die Priesterausbildung und die Gestaltung des pastoralen Wandels im Elfenbeinturm der Theorie ins (wegrationalisierbare?) Abseits zu geraten droht?
- d) Haben die Lehrenden der Theologie begriffen und in der Praxis der Lehre realisiert, dass die Inhalte nicht nur richtig und wichtig, sondern für zukünftige Priester auch persönlichkeitsprägend, persönlichkeitsfördernd und geistlich stärkend sein müssen – und dass sie selber als personale und geistliche Vorbilder gefragt sind?

Nimmt man die gegebenen Antworten als Faktum (also „wie sie sind!“), lassen sich folgende Punkte festhalten:

- a) Der wahrgenommene Handlungsbedarf der Priesterausbildung liegt eindeutig bei der menschlichen und der geistlichen Entwicklung der Kandidaten.
- b) Die Diskussionen machen deutlich, dass in diesen Bereichen möglichst schnell Lösungen erarbeitet werden müssen. Es geht darum, die Veränderungspotentiale herauszuarbeiten und diese Lösungen konkret in die Praxis umzusetzen.
- c) Die pastorale Praxis und die theologische Bildung werfen neue Fragen auf. Es gibt einen erheblichen Diskussionsbedarf, einen Kommunikationsbedarf mit den Fakultäten und einen Handlungsbedarf.

4. Zu den Ressourcen an Berufungen zum Priestertum

Insider sind überzeugt von den Potentialen des Priesterseins. Nicht anders ist es zu erklären, dass 86 Prozent der Teilnehmer – ebenso viele sehen die Priesterausbildung unter einem hohen Veränderungsdruck – der Aussage zustimmen: „Es gibt genügend Berufungen; sie werden nicht gehoben!“. Entweder trifft die optimistische Aussage die Realität oder die Experten unterliegen einem Irrtum.

Wer nun dazu steht, dass es genügend Berufungen zum Priestersein unter den Menschen gibt, wird an der Beantwortung weiterer Fragen nicht herunkommen:

- a) Was heißt: Es gibt „genügend“ Berufungen? Wieviel ist „genügend“?
- b) Wie groß ist die Differenz zwischen den Potentialen und den tatsächlichen Bewerberzahlen für die Priesterausbildung?
- c) Wie kann diese Differenz konkret (!) erklärt und praktisch (!) aufgehoben werden?
- d) Gibt es angesichts der Potentiale ein Image–Problem des Priesterseins?
- e) Braucht es neue „Werbestrategien“ in der Berufungspastoral? – bzw. welches Werbeprofil brauchen wir?

Abschließend möchte ich ein persönliches Fazit ziehen zum Projekt des Symposions „Impulsfragen für Insider“: Fünf konkrete Fragen, spannende, ehrliche Antworten, neue brennende Fragen – viel Leidenschaft, viel Idealismus und viel Gestaltungspotential! Hoffentlich gehen diese Impulse in ihrer Kraft weit über das Symposium in die Praxis der Priesterausbildung hinaus!

I.

Priesterbild
und Priesterbilder

Zenon Kardinal Grocholewski

Die Gestalt des Priesters

Konkretisierung eines Ideals

In der bekannten und berührenden Szene am See Gennesaret fordert Jesus den Apostel Petrus auf, zum Fischen auf den See hinauszufahren: „*Duc in altum!*“ (vgl. Lk 5,1–11). Wir können nur allzu gut seine Reaktion verstehen, wenn er – entmutigt und erschöpft durch Mühe, Müdigkeit und Misserfolg – einwendet: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen“ (Lk 5,5). Aber dann dürfen wir spüren, wie das Wort, mit dem Jesus ihn selbst angesprochen und gerufen hat, in ihm eine Kraft und Leidenschaft weckt, die jedes menschlich berechnende Denken übersteigt: „Doch wenn du es sagst, werde ich die Netze auswerfen. Das taten sie und fingen eine so große Menge Fische, dass ihre Netze zu reißen drohten“ (Lk 5,6).

Gleicht nicht die Situation der Kirche in Westeuropa und auch in den deutschen Diözesen – gerade was das priesterliche Amt betrifft – in manchem jener Szene am See? Wir haben es mit einem deutlich spürbaren Rückgang an Priesterzahlen zu tun. Und eine Trendumkehr bei der Zahl der Neueintritte ist vorläufig nicht abzusehen. Die Ursachen für den Rückgang mögen mannigfaltig sein: angefangen von den demographischen Veränderungen bis hin zu den Einflüssen der „postmodernen Erlebnisgesellschaft“, welche die Frage nach Gott und seinem Willen ausblendet oder ignorieren möchte. Dies mag umso mehr bedrücken, als dieses Lebensgefühl nicht nur ein gesellschaftliches Phänomen ist, sondern zunehmend auch auf das kirchliche Leben einwirkt. Auch Priester bleiben davon nicht unberührt, und nicht wenige von ihnen scheinen hinsichtlich ihrer priesterlichen Identität verunsichert zu sein.

Wie Jesus den Jüngern am See, so ruft auch Papst Johannes Paul II. zu Beginn des dritten christlichen Jahrtausends der Kirche im Apostolischen Schreiben *Novo millennio ineunte* zu:

„*Duc in altum!* [...] Die Erfahrungen, die wir machen durften, sollen *in uns einen neuen Dynamismus wecken*, indem sie uns dazu anspornen, den erlebten Enthusiasmus in konkrete Initiativen einzubringen.“⁴¹

Damit die Begeisterung aber in konkreten Initiativen Frucht bringen kann, bedarf es einer sicheren Orientierung bezüglich der Identität des Priestertums. Das soll im Folgenden im Rückgriff auf das reiche Erbe in Lehre und Praxis der Kirche erläutert werden.

I. Die Christusgestalt des Priesters in der Lehre der Kirche

Die Frage nach der bleibenden Gestalt des Priesters ist zugleich die Frage nach dem Ursprung, aus dem er sich herleitet, nach der Quelle, aus der er Sein und Lebenskraft schöpft. Diese Quelle ist Jesus Christus selbst, und in jedem Priester spiegelt sich als bleibende Gestalt seines Amtes die Person Jesu Christi wider; er „ist derselbe gestern, heute und in Ewigkeit“ (Hebr 13,8). An ihm gilt es, Maß zu nehmen, um sich der Identität des Priesters zu vergewissern. Gerade in jüngerer Zeit wurde seitens des Lehramtes die katholische Glaubenslehre – über die durch das Sakrament der Priesterweihe verliehene Gestaltung des Priesters mit dem ewigen Hohenpriester Jesus Christus – mit großer Eindringlichkeit vorgelegt, auch um Unsicherheiten im Gottesvolk und pastoralen Fehlentwicklungen zu begegnen.² Es ist wert, wenigstens einige wesentliche Gedanken davon an dieser Stelle erneut in Erinnerung zu rufen. Zunächst muss: „die Identität des Priesters [...] im Rahmen des göttlichen Heilswillens betrachtet werden, weil sie Frucht des sakramentalen Handelns des Heiligen Geistes, Teilhabe am Heilshandeln Christi ist und weil sie vollständig auf den Dienst dieses Handelns in der Kirche, in ihrer beständigen Entwicklung im Lauf der Geschichte, ausgerichtet ist“.³

Gegründet im Geheimnis der göttlichen Dreifaltigkeit und von ihr her bestimmt, soll die priesterliche Identität in ihrer Verwirklichung die innergöttliche Liebe und *Communio* in mannigfaltigen Beziehungen auf Erden manifestieren.

„Denn der Priester ist kraft seiner sakramentalen Weihe vom Vater gesandt durch Jesus Christus, dem Haupt und Hirten seines Volkes. Ihm ist er in besonderer Weise nachgestaltet, um in der Kraft des Heiligen Geistes im Dienst der Kirche und zum Heil der Welt zu leben und zu wirken“.⁴

Innerhalb des trinitarischen und heilsgeschichtlichen Kontexts – wie ihn das Nachsynodale Apostolische Schreiben *Pastores dabo vobis* und die jüngste Instruktion der Kleruskongregation darstellen – bleibt die zweite göttliche Person, der einzige Retter und Heilbringer der Menschen, der wahre Gott und wahre Mensch Jesus Christus, der wesentliche Bezugspunkt des Priesterseins: „Der Priester findet die volle Wahrheit seiner Identität darin, sich von Christus herzuleiten, in besonderer Weise an Christus teilzuhaben und eine Weiterführung Christi, des einzigen Hohenpriesters des neuen und ewigen Bundes, zu sein: Er ist ein lebendiges und transparentes Abbild des Priesters Christus. Das Priestertum Christi, Ausdruck der absoluten ‚Neuigkeit‘ der Heilsgeschichte, stellt den einzigen Ursprung und das unersetzliche Modell für das Priestertum des Gläubigen und im besonderen des geweihten Priesters dar. Der Bezug auf Christus ist also der absolut notwendige Schlüssel für das Verständnis aller Dimensionen priesterlicher Wirklichkeit“.⁵

Diese besondere Christusförmigkeit in ihrem Gegenüber und in ihrer Hinordnung zur Kirche unterscheidet dann auch das durch die heilige Weihe verliehene *Priestertum des Dienstes* vom *gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen* dem „Wesen und nicht bloß dem Grade nach“ (LG 10). Nicht die subjektive Heiligkeit seines Trägers beziehungsweise die Intensität der Teilhabe am Priestertum Christi machen hierbei den grundlegenden Unterschied aus, sondern die wesentlich verschiedene Art der Teilhabe:

„Das gemeinsame Priestertum beruht auf dem Taufcharakter, dem geistlichen Siegel der Zugehörigkeit zu Christus, das ‚die Christen befähigt und verpflichtet, in lebendiger Teilnahme an der heiligen Liturgie der Kirche Gottes zu dienen und durch das Zeugnis eines heiligen Lebens und einer tatkräftigen Liebe das Priestertum aller Getauften auszuüben‘. Das Amtspriestertum hingegen beruht auf dem vom Weihesakrament eingepägten Charakter, der eine Gleichgestaltung mit Christus, dem Priester, vornimmt, und dadurch befähigt, in der Person Christi, des Hauptes, mit der heiligen Vollmacht handeln zu können, *um das Opfer darzubringen und die Sünden zu vergeben*. ... [Dadurch wird den Priestern] eine neue und besondere Sendung verliehen: im Schoß des Volkes Gottes das dreifache Amt – Prophet, Priester, König – Christi selbst, insofern er Haupt und Hirte der Kirche ist, darzustellen. Deswegen handeln sie in der Ausübung ihrer spezifischen Funktionen *in persona Christi capitis* und folglich ebenso *in nomine Ecclesiae*“.⁶

II. Die Christusgestalt des Priesters in der persönlichen Aneignung seiner Gleichgestaltung mit Christus

Die Gestalt des einen ewigen Hohenpriesters und seines in der Kirche fort-dauernden Priestertums gewinnt Kontur durch die Orientierung an den Lehr-aussagen der Kirche. Sie wird für unsere Zeit greifbar, lebendig und wirksam in der persönlichen Aneignung der wesenhaften Christusbeziehung durch die Priester selbst.

Jedem Priester geht eine Berufungsgeschichte voraus, die Geschichte einer Begegnung, einer wachsenden Beziehung, einer großen Liebe. So können wir als Priester nicht über das Priestertum nachdenken, ohne zugleich dankbar unserer eigenen Berufung zu gedenken, der besonderen personalen Beziehung zu Christus, die durch die heilige Weihe geschenkt wird: „Meine Seele preist die Größe des Herrn, ... denn der Mächtige hat Großes an mir getan und sein Name ist heilig ...“ (Lk 1,46.48).

„Seid ihr bereit, euch Christus, dem Herrn, von Tag zu Tag enger zu verbinden und so zum Heil der Menschen für Gott zu leben?“ So lautet die letzte

Frage, die in der Weiheliturgie an die Kandidaten gerichtet wird. Der Priester kann nur in Einheit mit Christus und auf ihn hin seine Berufung leben und nur so die Liebe Christi den Menschen weiterschicken. Es ist zugleich die schwerste Frage, auf welche die Kandidaten antworten müssen: „Mit Gottes Hilfe bin ich bereit“. Jene letzte Bereitschaftserklärung vor der Weihe hat den Klang der demütigen und zugleich überzeugten Antwort des Petrus: „Herr, du weißt alles, du weißt auch, dass ich dich liebe“ (Joh 21,17).

Die wesenhafte Verbundenheit des Priesters mit Christus erfolgt nicht, weil er besser, frömmere, tugendhafter oder höher ausgebildet wäre als andere Gläubige, sondern weil Christus ihn zum Repräsentanten seiner selbst macht: mit seiner ganzen Existenz, unwiderruflich. Was ontologisch sein unauslöschliches Kennzeichen darstellt, muss aber im persönlichen Lebensvollzug eingeholt werden. In der Tat wäre das Zeugnis des Priesters für Christus unerträglich armselig, wenn er nicht selbst vor allem anderen Tun das Antlitz Christi suchen und betrachten, sich in die Freundschaft mit ihm Tag für Tag vertiefen würde.⁷ Das verlangt ein echtes und ehrliches Bemühen um Zeit und Stille, ohne die der Priester kaum zu einer tieferen Christusbeziehung vorzudringen vermag; Zeit und Stille, die gerade in den pastoralen Anforderungen unserer Tage nicht ohne manchen Verzicht, ohne klar gesetzte Prioritäten und nur unter Hintansetzung verschiedener anderer Tätigkeiten gefunden werden können.

„Die Betrachtung des Angesichts Christi muss sich an dem inspirieren, was uns die Heilige Schrift über ihn sagt, ... so dass der heilige Hieronymus mit Entschiedenheit urteilt: ‚Die Schrift nicht kennen heißt Christus nicht kennen‘“.⁸

Vom Priester als Kündiger und Diener des Wortes Gottes darf zurecht erwartet werden, dass er dieses Wort nicht nur gut kennt und zu deuten versteht, sondern es wirklich im Herzen bewahrt und betend erwägt (vgl. Lk 2,51), nicht als „Beherrscher“ des Wortes, sondern als sein Diener, als Gläubiger, der sich selbst und die Worte seiner Verkündigung immer neu daran messen lässt.⁹

Wo könnte der Priester tiefer seine Christusbeziehung erfahren und pflegen als in der täglichen Feier der Eucharistie? Sie ist das Sakrament, in dem der Herr den Seinen seine Liebe bis zur Vollendung erweist (vgl. Joh 13,1; IV. Hochgebet). An dieser Liebe hat der Priester in bevorzugter Weise Anteil, da er nicht nur als deren Empfänger am Altar steht, sondern in sakramentaler Gleichgestaltung mit Christus und wirkmächtig die Worte liebender Hingabe spricht: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird; das ist mein Blut, ... das für euch und für alle vergossen wird“. Dieses Geheimnis muss sein ganzes Sein und Leben immer tiefer durchdringen, wie die mahnenden Worte des Bischofs bei der Priesterweihe nahe legen: „Bedenke, was du tust, ahme

nach, was du vollziehst und stelle dein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes“.¹⁰

Wer als Priester wachsam ist für diese Liebe, den wird sie auch regelmäßig dazu drängen, die Gegenwart des Herrn in der eucharistischen Anbetung zu suchen. Und wer als Priester aus der regelmäßigen Anbetung lebt, der wird das eucharistische Opfer Tag für Tag mit tieferer Liebe und innerer Anteilnahme darzubringen verstehen.

„In Anbetung und innerem Gespräch vor dem Guten Hirten zu verweilen, der im allerheiligsten Sakrament des Altares gegenwärtig ist, bildet eine pastorale Priorität, die weit größer ist als jedwede andere. Der Priester ... muss diese Priorität verwirklichen, um nicht innerlich auszutrocknen und um sich nicht in einen trockenen Kanal zu verwandeln, der niemanden mehr etwas geben könnte“.¹¹

Wie der Apostel Petrus beim reichen Fischfang in einem Akt des Glaubens Jesus kennen und lieben gelernt hat (vgl. Lk 5,8–11), so führen die konkreten Glaubenstaten des pastoralen Alltags den Priester auf sicherem Weg zu einer tieferen Kenntnis seines Herrn: ein klares Wort der Wahrheit, wo ein Kompromiss oder eine allzu diplomatische Vorgangsweise, die sich letztlich vor dem Bekenntnis zur Lehre der Kirche drückt, bequemer wären; die tägliche Treue in jenen priesterlichen Diensten, die kaum jemand sieht und die doch wesentlich sind; der Mut, im Glauben etwas zu beginnen, das weit über die eigenen Kräfte zu gehen scheint und andererseits Aufgaben abgeben zu lernen, die andere erfüllen können, um hier nur einige wenige Beispiele für solche Glaubenstaten zu nennen.¹²

Vielleicht bedarf es für manchen einer Neuentdeckung des Sakraments der Buße, der Reue und der Versöhnung als tiefer und zarter Form der Liebe. Sie hilft dem Priester gerade dort, wo er angesichts der Größe seines Amtes noch mehr mit seiner eigenen Schwachheit und Sündhaftigkeit konfrontiert ist, nicht in Resignation, Selbstmitleid oder Selbstrechtfertigung zu verfallen. Vielmehr darf er sich von Christus ganz angenommen und wieder neu mit Heiligkeit zu seinem Dienst gerüstet wissen. Dagegen entfernt sich ein Priester, der diese besondere Gnadengabe und ihre erzieherische Wirksamkeit verschmährt, der aus Nachlässigkeit den regelmäßigen Empfang des Bußsakramentes aufgibt, unweigerlich mehr und mehr aus seiner Freundschaft zu Christus:

„Wenn ein Priester nicht mehr zur Beichte geht oder nicht gut beichtet, so schlägt sich das sehr schnell in seinem priesterlichen Leben und Wirken nieder, und auch die Gemeinde, deren Hirte er ist, wird dessen bald gewahr“.¹³ Das Breviergebet und die vielfältigen anderen von der Kirche empfohlenen Formen des gemeinschaftlichen wie des persönlichen Gebetes, die erlernt und regelmäßig geübt sein wollen, stellen „das tägliche Brot“ für die Christusbe-

ziehung des Priesters dar. Es gibt Kraft, wo es gepflegt wird und ruft unweigerlich Mangelerscheinungen hervor, wo es verkürzt, lieblos verrichtet oder ganz aufgegeben wird. Doch auch dieses „tägliche Brot“ muss der Priester wohl nicht selten „im Schweiß seines Angesichts erwerben“ und zu sich nehmen. Von welchem Geschöpf auf Erden könnte der Priester besser lernen, Jesus Christus zu kennen und zu lieben, als von seiner Mutter? So möchte ich eines der großen Anliegen unseres Heiligen Vaters in diesen Tagen Ihnen allen – vor allem den Priestern – ans Herz legen: Die Förderung und Pflege des Rosenkranzgebets im Vertrauen auf die machtvolle Fürsprache Mariens, der „Mutter der Priester“: „Mit dem Rosenkranz geht das christliche Volk in die Schule Mariens, um sich in die Betrachtung der Schönheit des Antlitzes Christi und in die Erfahrung der Tiefe seiner Liebe einführen zu lassen“.¹⁴

III. Die Sendung des Priesters im Geheimnis der Kirche

In der vorausgehenden Vergewisserung der Christusgestalt des Priesters durch die katholische Glaubenslehre und die persönliche Aneignung im Lebensvollzug des Priesters scheint bereits seine wesentliche Beziehung zur Kirche durch. „Man kann also das Wesen und die Sendung des Priestertums des Dienstes nur in diesem vielfältigen und reichen Zusammenspiel von Beziehungen bestimmen, die aus der innergöttlichen Trinität kommen und sich in die Gemeinschaft der Kirche, als Zeichen und Werkzeug in Christus für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit, hinein fortsetzen. Auf diese Weise wird die Communio-Ekklesiologie entscheidend, um die Identität des Priesters, seine eigenständige Würde, seine Berufung und Sendung im Volk Gottes und in der Welt zu begreifen. Der Bezug auf die Kirche ist deshalb bei der Bestimmung der Identität des Priesters zwar notwendig, aber nicht vorrangig.“¹⁵

Zentrale biblische Bilder unterstreichen die tiefe organische Beziehung Christi zur Kirche. Andererseits betonen sie zugleich das bleibende Voraus des Herrn gegenüber seiner „sponsa“, des Hauptes gegenüber seinem Leib. Diese Vorrang- und Gegenüberstellung Christi in Bezug auf die Kirche wird durch das Amtspriestertum dargestellt, das seinerseits für die Gläubigen die Gewissheit bringt, dass sie – unabhängig von der persönlichen Begabung, Heiligkeit oder auch Begrenztheit und Sündigkeit des Geweihten – in seinem Handeln tatsächlich und wirksam das Heilswirken Christi wiederfinden können. Somit ist die Gegenwart des geistlichen Amtsträgers „eine wesentliche Bedingung des Lebens und nicht bloß der guten Organisation der Kirche“.¹⁶

Kirche ist der Ort, an dem die Leidenschaft Gottes für sein Volk weiterlebt,

der Raum, in dem Gott seine Leidenschaft immer wieder in Berufenen erweckt und die Gestalt, in der er Mensch geworden ist, Jesus Christus, in immer neuer und vielfältiger Konkretisierung den Priestern zu ihrem Dienst verleiht. (Sinn des Satzes?)

„Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9; vgl. 10,38 u. 14,9–11). Wie Christus gleichsam „Sakrament“ des Vaters ist, dessen Güte und Menschenfreundlichkeit in ihm auf Erden erschien (vgl. Tit 3,4), so soll die Kirche nach den Worten des II. Vatikanischen Konzils „Christus, das Licht, auf ihrem Antlitz widerscheinen“ und sein Heilshandeln an den Menschen auf Erden gegenwärtig werden lassen: „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“¹⁷. Wie immer kirchliche Strukturen aussehen, Pfarrgrenzen gezogen und der Dienst an Gott und an den Menschen verrichtet werden, Auftrag der Kirche ist es, in ihrer Präsenz die Anwesenheit des dreifaltigen Gottes anzuzeigen und Menschen dazu einzuladen, sich hineinnehmen zu lassen in die Einheit mit Gott und untereinander.

Der Priester „in persona Christi“ und im Namen wie im Dienst der Kirche nimmt Teil an ihrer sakramentalen Struktur. Er ist deshalb selbst als „Zeichen und Werkzeug“ zu verstehen: zwei Formen, die uns im folgenden helfen sollen, die Konkretisierung der Christusgestalt des Priesters im kirchlichen Kontext der Gegenwart zu erwägen.

1. Priester sein – „Zeichen“ sein

„Diese Generation [...] fordert ein Zeichen; aber es wird ihr kein anderes gegeben werden als das Zeichen des Jona. Denn wie Jona für die Einwohner von Ninive ein Zeichen war, so wird es auch der Menschensohn für diese Generation sein“ (Lk 11,29f). Auch unsere Zeit will „Zeichen“ sehen. Von diesen hängen die Glaubwürdigkeit der Kirche und die Wirksamkeit ihres Heildienstes in der Welt ab.

Im Blick auf den Priester bleibt es Gott selbst, der seine Zeichen bestimmt und wirkt, indem er Menschen dazu erwählt und im Weihesakrament befähigt, in seinem Namen diese Heilszeichen zu setzen, wie die Liturgiekonstitution des II. Vatikanischen Konzils festhält: „Um dieses große Werk voll zu verwirklichen, ist Christus seiner Kirche immerdar gegenwärtig, besonders in den liturgischen Handlungen. Gegenwärtig ist er im Opfer der Messe sowohl in der Person dessen, der den priesterlichen Dienst vollzieht – denn derselbe bringt das Opfer jetzt dar durch den Dienst der Priester, der sich einst am Kreuz dargebracht hat –, wie vor allem in den eucharistischen Gestalten. Ge-

genwärtig ist er mit seiner Kraft in den Sakramenten, so dass, wenn immer einer tauft, Christus selber tauft“.¹⁸

Die Aufgabe des Priesters, je für seine Generation Zeichen zu sein, verlangt von ihrem Wesen her die *Treue* gegenüber dem, was er bezeichnen soll. Ein Zeichen, das sich in seinem Tun und Wirken selbst darstellen will, hört auf, „Zeichen“ zu sein. Von daher ergibt sich wie selbstverständlich, dass der sakramentale Dienst des Priesters seine Übereinstimmung mit der kirchlichen Ordnung voraussetzt.¹⁹

Ein Zeichen kann nur *sichtbar* „Zeichen“ sein. Wenn die Kirche von ihren Priestern deshalb Sicht- und Erkennbarkeit im Lebensstil, in der priesterlichen Kleidung oder im priesterlichen Wort verlangt, dann tut sie das nicht aus latentem Standesdünkel oder Klerikalismus. Hier geht es schlicht und einfach im Sinne des programmatischen Anfangs von *Lumen gentium* darum, Gottes Heilswillen und seine Gegenwart in der Kirche den Menschen unserer Tag sicht- und erreichbar zu machen.

Der Priester kann nicht glaubwürdig die Zeichen Gottes setzen, wenn er nicht selbst zum Zeichen wird, mit anderen Worten, wenn er nicht selbst jene Dimensionen seines priesterlichen Seins pflegt, die in besonderer Weise zeichenhaft für unsere Zeit sind:

- a) Über die allgemeine Berufung zur Heiligkeit hinaus gewinnt das *Zeichen der Heiligkeit* für den Priester und seinen Dienst zusätzliche Dringlichkeit und eine spezifische Ausformung: „Die priesterliche Berufung ist im wesentlichen eine Berufung zur Heiligkeit in der Form, die aus dem Sakrament der Priesterweihe entspringt. Die Heiligkeit ist Vertrautheit mit Gott, sie ist Nachahmung des armen, keuschen und demütigen Christus; sie ist vorbehaltlose Liebe zu den Seelen und Hingabe an ihr wahres Wohl; sie ist Liebe zur Kirche, die heilig ist und uns heiligen will, weil das die Sendung ist, die Christus ihr anvertraut hat“.²⁰

Im Priester möchte sich die objektive Heiligkeit des Amtes mit seinem subjektiven Vollkommenheitsstreben verbinden. Davon hängt in höherem Maß auch seine pastorale Wirksamkeit ab. „Die Heiligkeit der Priester ... trägt in höchstem Maß zur größeren Fruchtbarkeit ihres besonderen Dienstes bei. Denn obwohl die Gnade Gottes auch durch unwürdige Diener das Heilswerk durchführen kann, so will Gott doch seine Heilswunder für gewöhnlich lieber durch diejenigen kundtun, die sich dem Antrieb und der Führung des Heiligen Geistes mehr geöffnet haben und darum wegen ihrer innigen Verbundenheit mit Christus und wegen eines heiligmäßigen Lebens mit dem Apostel sprechen können: Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir (Gal 2,20)“.²¹

In der Tat haben gerade die Gläubigen oft ein sehr feines Gespür dafür, ob ein Priester innerlich echt und wahr, von ehrlichem Streben nach Vollkommenheit beseelt vor ihnen steht oder mehr als Manager, Funktionär oder Sozialarbeiter, der nicht notwendig Priester sein müsste. So liegt in der Heiligkeit eine apostolische Kraft, die keiner Worte bedarf, sondern aus ihrem Sein selbst Menschen anspricht und zur Umkehr zu Christus drängt.

Es wäre allerdings naiv zu meinen, dass priesterliche „Heiligkeit“ immer nur Anerkennung und Zustimmung hervorrufen würde. Vielmehr wird der Priester auf den Spuren Jesu oft auch ein „*Zeichen sein, dem widersprochen wird*“ (vgl. Lk 2,34). Zugleich aber muss davor gewarnt werden, jeden Widerspruch, den ein Priester erfährt, sogleich als Tugend und Mitleiden auf dem Weg der Nachfolge zu deuten. Er könnte ja auch durchaus „unheilige“ Ursachen haben wie etwa mangelnde menschliche Umgangsformen, die Gewohnheit zu absoluten Urteilen, die Neigung, durch eigenes Umstritten–Sein Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen oder andere persönliche Schwächen.

- b) Ein für unsere Zeit besonders starkes Zeichen priesterlicher Heiligkeit, aber in einer fortwährenden Diskussion auch des Widerspruchs, kann unschwer im *Zölibat* erkannt werden. Er ist seinem Wesen nach keine bloß praktische Einrichtung zur Erhöhung der Flexibilität und Verfügbarkeit im Dienst, keine selbstgewählte asketische Sonderleistung und auch nicht Ausdruck kultischer Reinheitsvorschriften, sondern *eschatologisches Zeichen*.²² Lebendig und leibhaftig wird hierin der Glaube an die künftige Herrlichkeit manifestiert, der alles zu relativieren vermag, was in dieser Welt von so großer Bedeutung ist. Hat damit die Kirche nicht einen eindrucksvollen und glaubwürdigen Kontrapunkt zu setzen gegenüber einer mehr und mehr unmenschlichen Kultur des fast ausschließlichen Strebens nach Vergnügen, Wohlstand und Macht? Diese Kultur wird zwar von vielen kritisch kommentiert, doch kaum einer vermag ihr echte und konkrete Alternativen entgegenzusetzen.

Der Zölibat als radikale Ausrichtung auf das, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist, [...] das Große, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (vgl. 1 Kor 2,9), ist nicht einfach eine kirchliche Bestimmung, die hingenommen werden muss – auf diese Weise könnte er auch gar nicht fruchtbar gelebt werden. Vielmehr steht darin selbst eine Berufung zur Liebe, welche die ehelich–bräutliche Bedeutung des Leibes hintanstellt

zugunsten einer noch tieferen und ganzheitlichen Liebe des Priesters zu Christus und der Hingabe an seine Braut, die Kirche.

So baut gerade der zölibatäre Priester die *Communio* der Kirche auf, indem die bräutliche Liebe in ihr zur geistlichen Vaterschaft heranreift. Andererseits braucht er die konkrete kirchliche Gemeinschaft, um jene besondere Gnadengabe in Fülle und ohne Zweideutigkeit leben zu können.

- c) „Bedenke, was du tust, ahme nach, was du vollziehst und stelle dein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes“. Was dem Neugeweihten bei seiner Priesterweihe vom Bischof in Erinnerung gerufen wird, wenn er die eucharistischen Gaben empfängt, lenkt unseren Blick noch auf ein anderes Zeichen, das für unsere Zeit gleichermaßen anstoßerregend wie aktuell ist: das *Zeichen des Kreuzes*. Es ist Ausdruck dafür, dass Christus zu unserer Erlösung den Weg des Leidens gewählt hat und der Priester auch diese Wegstrecke des Herrn auf irgendeine Weise mit ihm und in seiner Person gehen muss.²³ Aber dadurch wird der Priester zu einem Zeichen für Würde und Wert der menschlichen Person gerade dort, wo sie ihre Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit erfährt.

Der Priester, der in seinem Leben selbst Anteil am Leiden erhält, ist gerufen darin dem leidenden Gottesknecht, der die Sünden der Vielen auf sich genommen hat (vgl. Jes 52,13ff.), ähnlich zu werden. Gleich ob es Leiden aus der Gebrechlichkeit unserer menschlichen Natur oder aus pastoraler Hingabe sind, ob es Mitleiden mit der Kirche (vgl. Kol 1,24) oder das Annehmen von Rückschlägen und Misserfolgen bedeutet, all das wird für den Priester zum Unterscheidungskriterium zwischen dem bezahlten Knecht, dem an den Schafen nichts liegt, und dem guten Hirten, der buchstäblich sein Leben für sie hingibt, der keine Mühe für sie scheut und für „seine Kinder in Christus“ in echter geistlicher Elternschaft „von neuem Geburtswehen erleidet, bis Christus in ihnen Gestalt annimmt“ (vgl. Gal 4,19).

- d) Zeichenhaft handeln mag schließlich auch bedeuten, als Priester nicht immer alles, was von ihm erwartet wird, tun zu müssen und zu können, dafür aber bewusst Zeichen zu setzen: „Krüge mit Wasser füllen“ (vgl. Joh 2,1–11) oder „fünf Brote und drei Fisch bereitstellen“ (Mt 14,13–21), auf deren Grundlage Jesus dann *seine* Wunder wirken kann. Ein lebendiger Glaube und Gottvertrauen können so zum Schutz vor Überforderung durch zu hohe oder falsche eigene oder fremde Erwartungen im Dienst werden.

2. Priester sein – „Werkzeug“ sein

Entsprechend der zweiten Dimension kirchlicher Sakramentalität ist nach der *Zeichenhaftigkeit* nun näher auf das „*Werkzeug–Sein*“ des Priesters einzugehen, wodurch vor allem der Dienstcharakter seines Amtes unterstrichen wird. Dabei soll es genügen, zwei wesentliche Aspekte anzudeuten: den *Gehorsam* und die *gegenseitige Ergänzung* der verschiedenen Dienste in der Kirche.

- a) Im kirchlichen Kontext ist unter Gehorsam primär einmal der *Gehorsam des Glaubens* (vgl. Röm 16,26; 1,5; 2 Kor 10,5f.) zu verstehen. „Darin überantwortet sich der Mensch Gott als ganzer in Freiheit, indem er sich dem offenbarenden Gott mit Verstand und Willen voll unterwirft und seiner Offenbarung willig zustimmt“.²⁴ Aufgrund seiner Vorbildfunktion und Verantwortung in der Kirche ist diese Überantwortung und Zustimmung vom Priester in bevorzugter Weise gefordert. Das gilt einerseits bezüglich seiner Treue zur katholischen Glaubenslehre, in der die Offenbarung Gottes sicher enthalten und durch das Lehramt der Kirche für alle Gläubigen je in der Zeit verbindlich vorgelegt wird. Andererseits ist hiermit auch eine Glaubenshaltung in der Pastoral angesprochen, die tagtägliche Gewissensentscheidungen des Priesters in seinem Dienst verlangt und die sich im letzten der äußeren Überprüfbarkeit entzieht; eine Glaubenshaltung, die darin besteht, tatsächlich, ausschließlich und uneingeschränkt „die guten Werke zu tun, die Gott für uns im voraus bereitet hat“ (Eph 2,10). Denn, so warnt Papst Johannes Paul II. zu Beginn des neuen Jahrtausends, „es gibt eine Versuchung, die seit jeher jeden geistlichen Weg und selbst das pastorale Wirken gefährdet: zu glauben, dass die Ergebnisse von unserem Machen und Planen abhängen. Gewiss bittet uns Gott um eine reale Mitwirkung an seiner Gnade und fordert uns daher auf, alle unsere intellektuellen und praktischen Fähigkeiten in unseren Dienst für die Sache des Reiches Gottes zu investieren. Aber wehe, wenn wir vergessen, dass wir ‚ohne Christus nichts vollbringen können‘ (vgl. Joh 15,5)“.²⁵

Aus dem sakramentalen Wesen der Kirche, die das Göttliche im Menschlichen gegenwärtig und wirklich werden lässt, ergibt sich auch die Gehorsamsverpflichtung gegenüber Gott in jenen, die seine Gegenwart und Vollmacht in der Kirche verkörpern. Der priesterliche Dienst bleibt immer an die Gemeinschaft mit dem Papst und dem Bischofskollegium gebunden, vor allem aber an den eigenen Diözesanbischof, den der Priester als den in seiner Diözese eigentlichen Hirten, Lehrer

und Priester an Christi statt in Bezug auf den ihm anvertrauten Teil der Herde vertritt.²⁶

Gehorsam und Liebe des Priesters gegenüber der Kirche erweisen sich in der für das sakramentale Handeln gebotenen Grundintention „zu tun, was die Kirche tut“. Sie „erleuchtet das geistliche Leben des Amtsträgers mit der Einladung, seine persönliche Eigenschaft als Werkzeug im Dienst Christi und der Kirche zu erkennen und in den konkreten Amtshandlungen zu verwirklichen. In diesem Sinn enthält die ‚Intention‘ notwendigerweise einen Bezug zum Tun Christi, des Hauptes [...]: das amtliche Tun ist Werkzeug des Wirkens Christi und der Kirche, seines Leibes“.²⁷

Schließlich steht der priesterliche Gehorsam in einem wesentlichen Gemeinschaftsbezug, der seinen pastoralen Charakter ausmacht. Erst die Bereitschaft, persönliche Wünsche zurückzustellen, um für die anvertraute Herde und ihr Heil verfügbar zu sein, sowie ein beachtliches Maß an Askese und Tugendübung ermöglichen dem Priester, Mitbrüdern und anderen Gläubigen Raum zu geben, sodass sich ein wahrhaft gemeinschaftliches Wirken ohne Eifersucht und Rivalitäten entfalten kann.²⁸

Der Priester aber, der selbst authentisch und aus freier Entscheidung den Gehorsam lebt, wird es auch verstehen, als echtes Vorbild im Glauben nach dem Evangelium von anderen Gehorsam einzufordern, ohne aus dieser schwerwiegenden priesterlichen Verantwortung zu fliehen oder andererseits zu einem „Beherrscher seiner Gemeinde“ (vgl. 1 Petr 5,2f.) zu entarten.

- b) Dienst in der Kirche geschieht *in gegenseitiger Ergänzung* zwischen den verschiedenen Ständen, Diensten und Gnadengaben (vgl. 1 Kor 12,1–11). Ja, man kann sagen, dass „Komplementarität“ ein wesentliches Strukturprinzip der Kirche ist, in dem auch der Dienst des Priesters seinen unersetzbaren Platz hat. „Komplementär“ sind Realitäten, die sich in ihrer unaufhebbaren Verschiedenheit zu einem höheren Ganzen in Einheit ergänzen, ohne ihren wesenhaften Unterschied dabei zu verlieren oder diesen aufgeben zu dürfen.²⁹ Das können im Kontext der Kirche beispielsweise das Sichtbare und das Unsichtbare, Amt und Charisma, Universalität und Partikularität oder auch das gemeinsame und das geweihte Priestertum sein. Sie sind analoges Abbild jener Einheit in Verschiedenheit, welche die Heiligste Dreifaltigkeit in der Einheit des göttlichen Wesens und in der Verschiedenheit der Personen und ihrer innertrinitarischen Relationen auszeichnet und die Kirche als ihr Abbild durchstimmt.

Der Priester steht in seinem Dienst, der ihn Christus gleichgestaltet, „komplementär“: zur Kirche als „seiner Braut“; zu den verschiedenen Charismen, die er kraft hierarchischer Gnade zu fördern und zu ordnen hat; zum gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen, auf das sein Dienst hingeordnet ist.³⁰

Damit eine solche komplementäre Ergänzung zu höherer Einheit und Fruchtbarkeit für das Reich Gottes möglich wird, ist insbesondere Ehrfurcht voreinander, die gegenseitige Anerkennung des je Unterscheidenden und die Wertschätzung gegenüber den vielfältigen Gnadengaben erforderlich. So wird gerade die Hochachtung des Priesters gegenüber den spezifischen Charismen der Laien und die Bereitschaft, sie zu fördern und sich durch diese ergänzen zu lassen, ihn selbst in der ihm eigenen einzigartigen priesterlichen Identität stärken.³¹ Dadurch wird sowohl der „Klerikalisierung der Laien“ als auch der „Säkularisierung der Priester“ Einhalt geboten, Tendenzen, die das „ekklesiologische Gleichgewicht“ empfindlich zu stören vermögen.³²

IV. Förderung und Begleitung von Berufungen

Wenn wir nun in einem letzten Schritt unseren Blick auf Förderung und Begleitung von Berufungen zum Priestertum richten, möchte ich mich auf einige grundsätzlichere Hinweise beschränken.

Jesus Christus hat seiner Kirche versprochen: „Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,20). Aus dieser Zusage dürfen wir die Überzeugung gewinnen, dass in Gott immer wieder die Leidenschaft für sein Volk erwacht und dass er diese Leidenschaft in Männern erweckt und sie dazu beruft und auserwählt, der Kirche seine Gegenwart im Sakrament zu schenken. Dieser Glaube, der Grundlage aller Berufungspastoral und Priesterausbildung sein muss, bewahrt davor, Antworten auf das konstatierte Phänomen des „Priestermangels“ zu suchen, die weder Gottes Heilsplan noch dem Wesen der Kirche entsprechen. Andererseits aber soll das Gottvertrauen nicht von der Mitverantwortung für geistliche Berufe ablenken, die jeder von uns persönlich und in seinem jeweiligen kirchlichen Dienst trägt.

In diesem Sinne rief Papst Johannes Paul II. jüngst insbesondere die Bischöfe und Priester auf: „Der Glanz priesterlicher Identität, die ganzheitliche Ausübung des damit verbundenen Hirtendienstes, vereint mit dem Bemühen der ganzen Gemeinschaft in Gebet und persönlicher Buße, sind die unumgänglichen Grundlagen für eine notwendige und unaufschiebbare Berufungspastoral. Es wäre ein gefährlicher Irrtum, den heutigen Schwierigkeiten nachzugehen und so zu tun, als müsse man sich auf eine Kirche von morgen einstellen,

die ohne Priester ist. Auf diese Weise wären die Maßnahmen, die getroffen wurden, um den derzeitigen Mangel zu beheben, für die kirchliche Gemeinschaft trotz allem guten Willen tatsächlich ernsthaft gefährdet“.³³

Um die Verantwortung für künftige Priester klar im Blick zu haben, liegt zunächst eine „Reinigung des Gedächtnisses“ nahe, eine ehrliche Prüfung des Gewissens, vielleicht auch eine Vergebungsbitte für jene Berufungen, die nicht entdeckt wurden, weil es an Wachsamkeit, an Einsatz, an überzeugten Vorbildern oder an Klarheit in der Rede über die priesterliche Identität gemangelt hat; für alle lieblose Diskussion und Kritik, die jungen Menschen die Freude an der Kirche genommen haben. Diese „Reinigung des Gedächtnisses“ wird unsere Schritte auf dem Weg in die Zukunft stärken, indem sie uns zugleich demütiger und wachsamer macht³⁴ für die Gabe des Priestertums.

Demut und Wachsamkeit sind die Grundhaltungen, die jene Initiative der Berufungspastoral charakterisieren, die Jesus selbst als erste und wichtigste der Kirche nahe legt: „Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden“ (Lk 10,2; Mt 9,38). Dankbar dürfen wir sehen, wieviel auf diesem Gebiet bereits geschieht und zugleich anspornen, im diesbezüglichen Eifer nicht nachzulassen. Nicht die Spektakularität der Aktionen ist es, was dabei am meisten Wirksamkeit bringt, sondern die gläubige Beharrlichkeit und Treue des Gebetes (vgl. Lk 18,1–8).

„Wir haben den Messias gefunden“ (Joh 1,41). Die Freude und Entschiedenheit des Andreas sind in der Lage, die Berufung in seinem Bruder zu wecken, und er zögert nicht, ihn zu Jesus zu führen. Das Zeugnis der Freude über die eigene Berufung und die Entschiedenheit im Glauben sind oft Ausgangspunkt für andere, sich die Frage nach einer möglichen Berufung zum Priestertum zu stellen, insbesondere, wenn dieses Zeugnis von Priestern und Gottgeweihten kommt. Sie sind für den, der angesichts der Größe der Anforderungen unsicher wird, ob dieser Weg nicht alle menschlichen Kräfte übersteigt, der lebendige Beweis, dass mit der Berufung auch die notwendige Gnade verbunden ist. Diese gilt ungeachtet der menschlichen Fehler und Schwächen, von denen keiner unberührt bleibt.

Freude und Entschiedenheit des Zeugnisses zeigen sich insbesondere auch in der Art, wie jemand über das Priestertum spricht. Haben wir den Mut, in klaren Worten von der Schönheit und Würde des Priestertums zu sprechen, die hohen Anforderungen nicht zu verschweigen und es nicht krank zu jammern? Sicherlich ist der Priesterberuf oft mit viel Mühe verbunden, und das gesellschaftliche Umfeld unterstützt weder ihren Dienst noch ihre Lebensform. Aber haben nicht andere Glieder der Kirche, die ihr Leben bewusst aus dem Glauben gestalten wollen – etwa Eltern mit mehreren Kindern oder

Menschen, die alte und kranke Angehörige pflegen – mit ähnlich hohen Anforderungen zu rechnen? Ihnen allen aber ist gemeinsam, dass das, was in Liebe getragen und bewusst angenommen wird, leichter und mit innerer Erfüllung von der Hand geht, während Selbstmitleid jede Last nur noch drückender macht.

Berufungen sind eine Gabe Gottes. Selbst das klügste und auf alle Facetten menschlichen Empfindens abgestimmte Werbekonzept kann der Kirche nicht eine einzige echte Berufung schenken. Worum es deshalb bei unseren Initiativen gehen muss, ist es, Bewusstsein zu bilden, die Augen des Herzens zu öffnen (vgl. Eph 1,18), die Stimme Gottes hörbar zu machen und vor allem zum Aufbau eines förderlichen Klimas beizutragen, damit junge Menschen ihre Berufung erkennen und darin von außen Unterstützung erfahren. Viel hängt von einem klaren und wachen Blick ab, mit dem gerade Bischöfe und Priester, aber durchaus auch gläubige Laien Ausschau nach jungen Männern halten, die Anzeichen einer Berufung in sich tragen. Solche Anzeichen können die Freude an der Liturgie, die Suche nach Stille und Gebet, der Einsatz in kirchlichen Gruppierungen und Bewegungen, das Interesse für Theologie oder soziales Engagement sein.

Auch wenn eine Pfarrgemeinde sich nicht selbst Priester erwählen oder geben kann, so ist sie doch auch nicht ihrer Verantwortung entbunden, dafür Mit-sorge zu tragen, in ihrer Mitte die Gegenwart Christi in der Eucharistie zu erhalten. Die Erfahrung mangelnder Priesterberufungen kann einerseits zur Versuchung führen, Experimente zu beginnen, in der Meinung, die priesterliche Gegenwart Christi in der Gemeinde durch andere Formen ersetzen zu können. Wo aber die Bereitschaft da ist, den Mangel zunächst als tatsächlichen Mangel anzunehmen und als Aufforderung jedes Einzelnen, seine Verantwortung in der Weckung von Berufungen wahrzunehmen, dort wird die Leidenschaft des Herrn für sein Volk erwachen. Menschen werden von dieser Leidenschaft ergriffen werden, selbst für Berufungen initiativ zu werden. Könnte es nicht sein, dass der eine oder andere die diesbezügliche Not der Kirche als einen Aufruf oder eine Anfrage versteht, ob Gott nicht durch ihn dieser Not abhelfen möchte? Diese Frage dürfte durchaus auch aus den Reihen der Pfarrgemeinden jungen Menschen offen gestellt werden.

Conclusio

„*Duc in altum!*“. Dieses Wort, das der Papst der Kirche zu Beginn des neuen Jahrtausends mit auf den Weg gegeben hat, klingt noch in unseren Ohren und fordert uns auf, im Glauben und im Vertrauen auf Christus wieder erneut hinauszufahren und unsere Netze auszuwerfen. Nach einer Nacht der harten

Arbeit und des Misserfolgs wäre die Versuchung für die Jünger groß gewesen, sich mit der Frage nach den Ursachen für das schlechte Ergebnis zu beschäftigen und am Ufer stehen zu bleiben.

Der reiche Fischfang war dann auch nicht durch schnelleres Rudern, das nur mehr Wellen macht, zu erzielen, nicht durch äußere Verbesserungen an Boot und Netzen und nicht durch eine Neuorganisation der Fangtechnik, sondern durch Hinhören auf das Wort des Herrn und eine Tat des Glaubens und Vertrauens. „Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit“ (2 Tim 1,7). In diesem Sinn dürfen wir uns den gegenwärtigen Herausforderungen an Priestertum und Priesterausbildung stellen und dann – gestärkt durch die gemeinsame Feier unseres Glaubens, das mitbrüderliche Beisammensein und, wie wir hoffen dürfen, auch durch die Ergebnisse unserer Arbeit – unseren Auftrag mit neuem Eifer auf uns nehmen.

¹ Johannes Paul II., Apost. Schreiben *Novo millennio ineunte*, 15.

² Kongregation für den Klerus, *Instruktion Der Priester, Hirte und Leiter der Pfarrgemeinde* (04.08.2002), bes. 5–17; dies., *Direktorium für Dienst und Leben der Priester Tota Ecclesia* (31.01.1994); dies., *Instruktion: Der Priester, Lehrer des Wortes, Diener der Sakramente und Leiter der Gemeinde für das dritte christliche Jahrtausend* (19.03.1999); Johannes Paul II., *Nachsynodales Apost. Schreiben Pastores dabo vobis* (25.03.1992), 11–18; KKK, 1366–1372, 1544–1553, 1562–1568, 1581–1587; vgl. II. Vat. Konzil, *Dogmat. Konst. Lumen gentium*, 10, 28, 37; *Dekret Presbyterorum Ordinis*, 2, 6, 12f.; *Dekret Christus Dominus*, 15; *Missale Romanum: Institutio generalis*, 4, 5, 60; *Pontificale Romanum: de Ordinatione*, 123, 131; *Konzil von Trient, Sessio XXIII, Doctrina de sacramento Ordinis* (15.07.1563): DS 1763–1778.

³ Kongregation für den Klerus, *Instruktion Der Priester*, 5.

⁴ Johannes Paul II., *Nachsynodales Apost. Schreiben Pastores dabo vobis*, 12.

⁵ Ebd.; vgl. ebd., 15: „Die Priester sind in der Kirche und für die Kirche eine sakramentale Vergegenwärtigung Jesu Christi, des Hauptes und Hirten; sie verkünden mit Vollmacht sein Wort, sie wiederholen sein vergebendes Wirken und sein umfassendes Heilsangebot, vor allem durch die Taufe, die Buße und die Eucharistie, sie sorgen wie er liebevoll bis zur völligen Selbsthingabe für die Herde, die sie in der Einheit sammeln und durch Christus im Geist zum Vater führen. Mit einem Wort, die Priester leben und handeln für die Verkündigung des Evangeliums an die Welt und für den Aufbau der Kirche im Namen und in der Person Christi, des Hauptes und Hirten“.

⁶ Kongregation für den Klerus, *Instruktion Der Priester*, 6; zit. KKK 1273.

⁷ Vgl. Johannes Paul II., *Apost. Schreiben Novo millennio ineunte*, 16.

⁸ Ebd., 17.

⁹ Johannes Paul II., *Nachsynodales Apost. Schreiben Pastores dabo vobis*, 26.

¹⁰ Vgl. Kongregation für den Klerus, *Instruktion Der Priester*, 13 [zit. Johannes Paul II., *Nachsynodales Apost. Schreiben Pastores dabo vobis*, 26]: „Die Eucharistie muss für den Priester „den wirklich zentralen Platz in seinem Dienst“ einnehmen, weil in ihr das gesamte geistliche Gut der Kirche enthalten ist und weil sie an sich Quell und Gipfel der ganzen

Evangelisierung ist. Daraus folgt die sehr wichtige Bedeutung der Vorbereitung auf die Heilige Messe, ihrer täglichen Feier, der Danksagung und des Besuches beim Allerheiligsten im Laufe des Tages!“

- 11 Kongregation für den Klerus, Instruktion Der Priester, 11.
- 12 Johannes Paul II., Apost. Schreiben *Novo millennio ineunte*, 19.
- 13 Johannes Paul II., Nachsynodales Apost. Schreiben *Pastores dabo vobis*, 26, zit.: Ders., Nachsynodales Apost. Schreiben *Reconciliatio et paenitentia*, 31.
- 14 Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben *Rosarium Virginis Mariae* [16.10.2002], 1.
- 15 Johannes Paul II., Nachsynodales Apost. Schreiben *Pastores dabo vobis*, 12.
- 16 Kongregation für den Klerus, Instruktion Der Priester, 2.
- 17 II. Vat. Konzil, Dogmat. Konst. *Lumen gentium*, 1.
- 18 II. Vat. Konzil, Konst. *Sacrosanctum Concilium*, 7.
- 19 Vgl. Kongregation für den Klerus, Instruktion: Der Priester, 15 [zit.: II. Vat. Konzil, Konst. *Sacrosanctum Concilium*, 10 u. 22]: „Unter allen Aspekten verdient jener der Fügsamkeit gegenüber den liturgischen Gesetzen und Dispositionen der Kirche eine besondere Beachtung, d. h. die treue Liebe zu einer Normgebung, die dem Zweck dient, die Liturgie in Übereinstimmung mit dem Willen des Ewigen Hohenpriesters und seines mystischen Leibes zu ordnen. Die heilige Liturgie wird als Ausübung des Priestertums Jesu Christi angesehen, als heilige Handlung schlechthin, als „der Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt“. Dies ist folglich das Gebiet, in welchem das Bewusstsein größer sein muss, Diener zu sein und gemäß den gegenüber Gott und der Gemeinschaft frei und feierlich übernommenen Verpflichtungen zu handeln. „Das Recht, die heilige Liturgie zu ordnen, steht einzig der Autorität der Kirche zu. Diese Autorität liegt beim Apostolischen Stuhl und nach Maßgabe des Rechts beim Bischof. (...) Deshalb darf durchaus niemand sonst, auch wenn er Priester wäre, nach eigenem Gutdünken in der Liturgie etwas hinzufügen, wegnehmen oder ändern“. Willkür, subjektive Ausdrucksformen, Improvisationen und Ungehorsam in der eucharistischen Feier bilden ebenfalls offenkundige Widersprüche zum Wesen selbst der Heiligen Eucharistie, die das Opfer Christi ist. Dasselbe gilt für die Feier der übrigen Sakramente, vor allem für das Bußsakrament, mittels welchem die Sünden vergeben werden und man mit der Kirche versöhnt wird.“
- 20 Johannes Paul II., Nachsynodales Apost. Schreiben *Pastores dabo vobis*, 33.
- 21 II. Vat. Konzil, Dekret *Presbyterorum Ordinis*, 12; vgl. Johannes Paul II., Nachsynodales Apost. Schreiben *Pastores dabo vobis*, 25.
- 22 Vgl. Johannes Paul II., Nachsynodales Apost. Schreiben *Pastores dabo vobis*, 29.
- 23 Vgl. Johannes Paul II., Nachsynodales Apost. Schreiben *Pastores dabo vobis*, 22f.
- 24 II. Vat. Konzil, Dogmat. Konst. *Dei Verbum*, 5.
- 25 Johannes Paul II., Apost. Schreiben *Novo millennio ineunte*, 38.
- 26 Vgl. Johannes Paul II., Nachsynodales Apost. Schreiben *Pastores dabo vobis*, 28; II. Vat. Konzil, Dogmat. Konst. *Lumen gentium*, 28.
- 27 Kongregation für den Klerus, Instruktion Der Priester ..., 13.
- 28 Vgl. Johannes Paul II., Nachsynodales Apost. Schreiben *Pastores dabo vobis*, 28.
- 29 Vgl. II. Vat. Konzil, Dogmat. Konst. *Lumen gentium*, 11.
- 30 Vgl. ebd. 10.
- 31 Vgl. Kongregation für den Klerus, Instruktion Der Priester ..., 16: „Um der Kirche – einer Gemeinschaft, die organisch aus Gläubigen strukturiert ist, die mit derselben Taufwürde, aber mit verschiedenen Charismen und Aufgaben ausgestattet sind – zu dienen, muss man sie kennen und lieben, nicht, wie sie die vorübergehenden Moden des Denkens oder die

verschiedenen Ideologien wollen, sondern wie sie Jesus Christus wollte, der sie gestiftet hat. Ausgehend von der Gleichgestaltung mit Christus dem Haupt, verlangt die Amtsfunktion des Dienstes an der Gemeinschaft, die Besonderheit der Rolle der Laien zu kennen und zu respektieren, indem man die Übernahme der Verantwortung der einzelnen auf alle mögliche Weise fördert. Der Priester dient der Gemeinde, wird aber auch von seiner Gemeinde getragen. Er braucht den Beitrag der Laien, nicht nur für die Organisation und Verwaltung seiner Gemeinde, sondern auch für den Glauben und die Liebe: Es besteht eine Art Osmose zwischen dem Glauben des Priesters und dem Glauben der anderen Gläubigen. Die christlichen Familien und die eifrigen Gemeinden haben den Priestern in Momenten der Krise oft geholfen. Aus demselben Grund ist es ebenso wichtig, dass die Priester die Eigenschaften kennen, schätzen und respektieren, die der Nachfolge im Ordensstand eigen sind, der einen äußerst wertvollen Schatz der Kirche und in ihr ein Zeugnis der fruchtbaren Wirkätigkeit des Heiligen Geistes darstellt.“

³² Vgl. Kongregation für den Klerus, Instruktion Der Priester ..., 7.

³³ Johannes Paul II., Ansprache an die Teilnehmer der Vollversammlung der Kongregation für den Klerus, 23.11.2001, 3, zit. in: Kongregation für den Klerus, Instruktion Der Priester ..., Einleitung.

³⁴ Vgl. Johannes Paul II., Apost. Schreiben *Novo millennio ineunte*, 6.

Priesterliche Identität im Wechsel der Zeit

Kirchenlyra

Nicht nur Clemens von Alexandrien schlägt in seiner Theologie eine Brücke zwischen dem Evangelium und dem alten Hoffnungsmythos von Orpheus und Eurydike. Dieser Bezug findet sich auch in einigen Fresken, die bis heute in den römischen Katakomben zu bewundern sind. Thema dieses Mythos ist die menschheitsalte Frage, was am Ende stärker ist, der Tod oder die Liebe. Der griechische Mythos lässt Orpheus scheitern. Der Tod behält aus der Sicht der menschlichen Erfahrung die Oberhand. Anders Clemens von Alexandrien: Dieser steigt hinab in das Reich des Todes und führt von dort Eurydike, die Menschheit, die er liebt, zurück ins Leben. Das vermag er nicht nur Kraft seiner Liebe, sondern mit Hilfe seiner Lyra. Die Lyra in der Hand des liebenden Spielmanns Gottes aber nennt er die Kirche: auf ihr erlässt Christus zu Gunsten der Menschheit erklingen das rettende Lied des Lachens, der Hoffnung und der Auferweckung.¹

Was der Priester im Wechsel der Zeit² zu sein hat, lässt sich verstehen, wenn man das Schicksal der Eurydike-Menschheit versteht, um dann zu fragen, welches Lied denn heute Christus auf seiner Kirchenlyra erklingen lässt. Das Konzil ist theologisch auch diesen Weg gegangen. Geklärt wurde die Frage nach der Kirche in der Welt von heute (*Gaudium et spes*), und für die Aufgaben in dieser hat sich die kirchliche Innenarchitektur aus den alten Traditionen erneuert (*Lumen gentium*). Nur in diesem Grundgefüge kann auch vom Priester die Rede sein, der ja nur in der Kirche und durch die Kirche geweiht werden kann.

- So stelle ich an die Spitze eine knappe Kulturdiagnose: Was treibt heute die Menschheit um, was sind die großen Entwicklungsstränge, welches sind Lebens- und Todeszeichen?
- Dann wird in einem zweiten Schritt die Frage verfolgt, welches in dieser menschheitsgeschichtlichen Entwicklung die Rolle jener Kirche ist, welcher das Evangelium anvertraut ist: damit ein Lied des Lachens, der Hoffnung und der Auferweckung erklingen kann. Hier wird es auch darum gehen, die konkreten Herausforderungen für das gesamte kirchliche Leben zu benennen.

- In einem dritten Schritt lassen sich vor dem ausgeleuchteten weiten Hintergrund von Kultur und Kirche die Kompetenzen für jene Priester entfalten, die auf Grund ihrer Taufe nicht nur kirchlichen, sondern auf Grund der Weihe und der darin gegebenen Bestellung zum Amt „als Kirche“ handeln.
- Dann fällt viertens der Blick auf die Priester in Mitteleuropa. Die Großstudie PRIESTER 2000© hat gezeigt, dass es eine bunte Vielfalt von Priestertypen gibt. Diese werden durch ein Zusammenspiel von Amtstheologien und kulturellen Positionierungen biographisch geformt.
- Schließlich wird dargelegt werden, welches die jeweiligen Stärken und Gefährdungen der Priestertypen sind und was daher ins Programm priesterlicher Personalentwicklung gehört.

I. Eurydike

Die derzeitige Entwicklung der Kulturen in unseren Breiten kennt zwei Hauptströmungen. Diese ereignen sich jeweils in einem polaren Spannungsfeld. Auf der einen Seite geht es um die Kunst, wachsende Freiheitsgrade mit wachsender Gerechtigkeit zu verknüpfen. Auf der anderen Seite sind Säkularität und Spiritualität in eine produktive Balance zu bringen.

1. Freiheit und Gerechtigkeit

Europa ist ein Freiheitsprojekt. Die neuzeitliche Geschichte in Europa ist geprägt durch eine Abfolge von Freiheitsrevolutionen: 1789, 1848, zuletzt die samtene Revolution von 1989. Vor allem in der Folge der Achtundsechzigerjahre wurden die elitären Freiheiten zur Massenfreiheit. Die Menschen beanspruchen heute, ihr Leben selbst zu deuten und zu gestalten. Fremdsteuerungen durch Institutionen, Normen und Autoritäten werden auswählend behandelt. Allerdings kippt zur Zeit die Freiheitsentwicklung. Wegen der wachsenden Unübersichtlichkeit und der sinkenden Daseinskompetenz der nachwachsenden verwöhnten Generation nimmt die Zahl jener Menschen zu, welche die lästig werdende Last der Freiheit wieder loswerden wollen.

Der französische Sozialphilosoph Jean Baptist Lacordaire sagte angesichts der wachsenden Freiheiten der liberalen Fabriksherrn im frühindustrialisierten England: „Man muss der Freiheit immer Gerechtigkeit abringen.“ Deshalb war die europäische Geschichte nicht nur vom Freiheitswillen geprägt, son-

dern von einem ebenso starken Gerechtigkeitswillen. Und das mit Erfolg. Europa ist heute stolz auf die errungene organisierte Solidarität in der Gestalt eines faszinierenden Sozialstaates. Freilich: Neuerlich werden heute weltweit die Freiheitsgrade ausgeweitet: voran jene der Finanzmärkte, dann der Wirtschaft. Es wird globalisiert, dereguliert, privatisiert. Und wieder entsteht vor unseren Augen eine neue soziale Frage, diesmal weltweiten Ausmaßes. Begleitet wird dieser neoliberale Siegeszug nach dem Fall des Kommunismus von einer neodarwinistischen Strömung. Deren Folgen hat Hans Magnus Enzensberger in einen markanten Satz gekleidet: *„Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?“*⁴³ Überflüssig wird, wer nicht arbeitet, kauft, erlebt, weiß und neuestens, wer die falschen Gene hat – also die Sterbenden, die Langzeitpflegebedürftigen, die Behinderten, Kinder, die immer mehr stören, die Langzeitarbeitslosen, ganze Kontinente. Es ist für den Frieden nicht ohne Belang, ob die Balance zwischen Freiheit und Gerechtigkeit gelingt. Denn, so die alte biblische Tradition: „Gerechtigkeit und Frieden küssen sich“ (Psalm 85,11) Ohne Gerechtigkeit wird es daher weder Frieden noch Freiheit geben. Deshalb ist Europa nur dann ein Friedensprojekt, wenn es nicht nur ein Freiheits-, sondern zugleich immer auch ein Gerechtigkeitsprojekt ist.

Schon hier kann die Frage gestellt werden, wo wir in einer solchen Lebenswelt der Eurydike-Menschheit den Christus-Orpheus antreffen würden: an der Seite der Sterbenden, der Behinderten, der 20 Millionen Langzeiterwerbslosen, der Kinder, die immer mehr stören, der vielen Armgemachten der Welt?

Was heißt hier also für die Kirche und ihre Priester christusförmig werden? Damit kann auch ein offener, hier nicht weiter verfolgter Satz so formuliert werden: „Christus würde eine Jüngergemeinde aufbauen, die...“. Für die Kirche folgt daraus eine Diakonisierung. Wir werden auch diese Seite kirchlicher Arbeit gleich noch einmal aufgreifen.

2. Säkularität und Spiritualität

Europa ist der einzige Kontinent, der atheisierende Kulturen⁴ kennt: Tschechien und die neuen Bundesländer der ehemaligen DDR. So sehr also das christliche Erbe Europas Kulturen bestimmt, es gibt in der neuzeitlichen Geschichte, mitverursacht durch das lebenspraktische wie verkündigende Versagen der Christen selbst, einen wirkmächtigen Atheismus. Dieser ist geprägt von der Leidenschaft für die Autonomie des Menschen. Er sucht ohne Gott eine Welt mit menschlichem Antlitz zu schaffen. Sowohl Atheisten wie Christen konnten Auschwitz nicht verhindern.

Seit den Siebzigerjahren war es gängige Ansicht der Religionssoziologen, dass moderne Gesellschaften zugleich auch säkularisierte Gesellschaften sein werden. Die Religion werde sich zumindest in die private Innerlichkeit zurückziehen und ihre gesellschaftliche wie lebenspraktische Kraft einbüßen. Das ist in den letzten Jahren in vielen europäischen Ländern auch geschehen. Die christlichen Kirchen hat dies in eine tiefe Transformationskrise gebracht.

Aber auch für die Lebensführung moderner Menschen hatte dieser Kraftverlust der Religion Folgen. Nach der beklagten „Vertröstung auf das Jenseits“ hat sich eine „Vertröstung auf das Diesseits“ breit gemacht. Den Lebenssinn sehen die Zeitgenossen darin, das Beste herauszuholen. Optimal leidfreies Glück wird gesucht und das im Rahmen der kurzen Zeit von neunzig Jahren; grenzenloses Glück in minimaler Zeit. Die Menschen möchten, in theologische Bilder versetzt, unter einem verschlossenen Himmel den Himmel auf Erden erzwingen. „Leben als letzte Gelegenheit“⁵, so lautet die Kurzformel. Wir wollen alles und zwar subito.

Schon wird deutlich, welche Eigenschaften solches „Leben als letzte Gelegenheit“ hat: Es ist schnell, anfordernd, angstbesetzt, entsolidarisierend. Bei allem erlebten Glück erhält solches Leben eine dunkle Grundfärbung. Es wundert nicht, dass immer mehr Menschen aus solchem Leben flüchten. Die Formen des Escapismus⁶ sind vielfältig: die Abdunkelung des Alltagsbewusstseins durch Alkohol, die Flucht ins gespielte Leben des Fernsehens, das erlebnisdichte Paradies der Droge. Kriminelle Jugendliche zerstören eine Welt, deren zynische Botschaft an sie heißt: „Du hast keine Chance, also nütze sie!“⁷ Hohen Zugewinn bringt die Flucht in psychosomatische Krankheit. Manche ziehen sich in die Sonderwelt von Sekten zurück. Die Zahl der Selbstmorde steigt an. Gemeinsam ist all diesen Phänomenen die Flucht aus der wachsenden Unerträglichkeit des grauen und banalen Alltags.

Aber es wachsen auch die Gegenkräfte. Der Aufstand gegen die Banalität hat eingesetzt. Ein „Megatrend der Respiritualisierung“⁸ hat gerade die Vorhut der modernen Kulturen in den Städten erfasst. Schon erkennen wir schemenhaft, was im Zuge der religiösen Suche mit neuer Qualität erstrebt wird:

- als Gegengewicht zur Selbstentfremdung gibt es eine Suche nach dem Ich, einen Exodus ins Ego;
- angesichts der kosmischen Vereinsamung suchen Menschen nach neuer Verwobenheit, in Gemeinschaften, aber auch in einem kosmischen Ganzen, ja selbst in pantheisierender Einheit mit dem göttlichen Ursprung;
- in einer Kultur, die krank macht, suchen Menschen nach Heilung;
- inmitten einer „Kultur der Hinrichtung“ (Henri Nouwen) findet eine Suche nach einer Kultur der Liebe statt.

Wiederum lässt sich die Frage stellen, wo inmitten der heutigen Eurydike-Menschheit wir den lieben Spielmann Gottes antreffen würden: bei denen, die aus dem Leben flüchten, bei jenen, denen der Himmel verschlossen ist, bei jenen, die in neuer Weise spirituell suchen – weitab von unserer Kirche? Was heißt hier also für die Kirche und ihre Priester christusförmig werden? Damit kann auch ein offener, hier nicht weiter verfolgter Satz so formuliert werden: „Christus würde eine Jüngergemeinde aufbauen, die ...“. Für die Kirche folgt daraus ein Wiedergewinnen ihrer spirituellen Kraft – um den Menschen den Himmel auf Erden offen zu halten. Wir werden auch diese Seite kirchlicher Arbeit gleich noch einmal aufgreifen.

II. Das Lied

Christen leben inmitten dieser Kultur. Das Evangelium ist ihnen anvertraut, um – sich einmischend – die Entwicklung der Kultur von innen her mitzugestalten. Es ist nicht schwer zu erkennen, dass ihnen dazu das Evangelium starke Kräfte verleiht. Dessen Herzstück ist Jesu Forderung, noch mehr Befreiung zu einer wirkmächtigen Gottes- und Nächstenliebe. Die zeitgenössische spirituelle und theologische Tradition hat dafür weitere polare Begriffe bereitgestellt: Kontemplation und Aktion, Mystik und Politik, Liturgie und Diakonie. Ein Leben nach dem Evangelium bringt daher in einem den Menschen Gott und den Menschen nahe, wie es der knappe und starke Passauer Pastoralplan 2000⁹ treffsicher formuliert hat. Gott und den Menschen nah, prägt es das gesamte Leben der Kirche.¹⁰

1. Gott und den Menschen nah

- Gottnähe meint: In Gott eintauchen, in seinem Geheimnis daheim sein, hineingetauft werden in den auferstandenen Herrn, um aus der Kraft seines Geistes in der alten Welt als Avantgarde des Gottesreiches zu leben;
- Menschennähe wiederum ist die unmittelbare Folge der wachsenden Gottnähe. Wer in Gott eintaucht, taucht neben den Armen auf. Denn werden wir mystisch von Gottes Art, dann springt auf uns über, was von ihm in der Gründungsgeschichte Israels erzählt wird, dass er Aug und Ohr ist für jene, die aus Unterdrückung zu ihm schreien: „Ich kenne ihr Leid“. Gotteingewurzelte Menschen werden daher in einer Kultur des Wegschauens frei für eine Kultur des Hinschauens. Sie

wissen dann auch, auf welcher Seite sie zu stehen haben, weil sie längst verstanden haben, dass sich zuvor schon Gott dorthin begeben hat: auf die Seite derer, die in Gefahr sind, überflüssig zu werden, die Sterbenden, die Langzeitpflegebedürftigen, die Behinderten, die Langzeitarbeitslosen, die Kinder, welche immer mehr stören, die Kontinente, die wir entsorgen (vgl. Ex 3,7-10).

2. Herausforderungen für die Kirche

So könnte Kirche sein: Gott und den Menschen nah. Das heißt aber immer auch: So braucht der Christus-Orpheus heute seine Kirche. Damit gerät in unseren Blick, was man Kirchenreform nennt, die sich, wie immer klarer wird, nicht in der Modernisierung von Strukturen und Ämtern allein erschöpfen kann. Denn die Kirche braucht zugleich eine verantwortliche Respiritualisierung sowie zugleich eine kluge Diakonisierung.

- Respiritualisierung: Der österreichische Journalist Günter Nenning schrieb im Blick auf die christlichen Kirchen: „Die Sehnsucht boomt, aber die Kirchen schrumpfen.“¹¹ In der Tat sind die christlichen Kirchen für jene, die sich auf eine religiöse Suche mit neuer Qualität begeben haben, nicht die erste Adresse. Es gibt paradoxer Weise heute Menschen, die spirituell suchen und deshalb nicht in eine christliche Kirche, einen Gottesdienst gehen. Die Ursache ist schon klar: Es ist eine spirituelle Kernschwäche einer Kirche, die in der Hochblüte der Säkularisierung meinte, sich durch „Selbstsäkularisieren“ gesellschaftlich behaupten zu können (Wolfgang Huber). Was die Kirche dagegen heute rasch und gründlich braucht, ist eine „Selbstrespiritualisierung“. Dazu braucht sie spirituelle Orte, spirituelle Gemeinschaften, spirituelle Vorgänge (wie Gottesdienste, Schulen des Betens, mystagogische Erfahrungen etc.) und nicht zuletzt hochkompetente spirituelle Personen.
- Diakonisierung: Inmitten der Respiritualisierung wird aber die Spiritualität, die auf dem Boden des Evangeliums wächst, von eigener Art sein. Es wird keine wellness-Spiritualität gefördert, wenngleich eine solche in bürgerlichen Pfarreien durchaus anzutreffen ist. Vielmehr wird aus evangeliumsartiger Spiritualität handfeste Solidarität mit den Armen erwachsen: helfende und politische Diakonie wird das Markenzeichen einer respiritualisierten Kirche sein.

III. Kompetenzen für Priester

Von hier aus ist der Blick frei auf die Priester und jene Kompetenzen, welche diese heute brauchen. Priester für morgen zeichnet aus eine Balance zwischen spiritueller und diakonaler Kompetenz.

- *spirituelle Kompetenz* bedeutet: im Geheimnis Gottes daheim sein (Christusfreundschaft, Nachfolge; auf der Basis der Taufe und der Weihe). Ein Moment der spirituellen Kompetenz ist die mystagogische Kompetenz¹²: also die Fähigkeit, Menschen hinzuführen vor jenes Geheimnis, welches deren Leben im Grunde immer schon ist, nämlich die Geschichte eines unbeirraren treuen Gottes mit jeder und jedem. Erforderlich ist auch eine fundamentaltheologisch unterfütterte Kompetenz zur zeitgerechten Verkündigung: ein Wunsch, der auf der Fortbildungsliste der befragten Priester an erster Stelle rangiert. Nicht zuletzt ist aber ein unverzichtbarer Teil der erforderlichen spirituellen Kompetenz eine starke *ars celebrandi*. Herzstück kirchlichen Lebens ist die Liturgie, hier wieder die Feier der Sakramente und in deren Mitte die Eucharistie. Im Zuge des Drucks der Aufklärung, die gesellschaftliche Nützlichkeit der Religion nachzuweisen, wurde das kirchliche Leben argumentativ wortlastig. Die Gotteserfahrung trat im Gottesdienst in den Hintergrund, die Mystik verkam zur Moral. Im Zuge der Respiritualisierung wird zwar eine neue Ethik der Liebe gesucht, noch mehr aber ist die Grundströmung mystisch. Gotteserfahrung aus erster Hand wird erhofft, nicht wortlastiges Gottesgeschwätz.
- *diakonale Kompetenz*: Insofern Priester in den anvertrauten Gemeinden für kirchliches Leben in seiner Breite verantwortlich sind, insofern ihr Hauptauftrag darin besteht, die anvertraute Gemeinde in der Spur des Evangeliums zu halten sowie im Verbund mit den anderen Evangeliumsgemeinschaften einer Ortskirche, brauchen sie auch eine herausragende diakonale Kompetenz. Die Aufteilung, dass die Priester die Seelsorge machen, der Caritasverband aber professionelle Diakonie, ist für das Leben in den Gemeinden schädlich. Auch die Arbeitsteilung – Priester für die Liturgie, Diakone für die Diakonie – greift zu kurz. Auch die Priester brauchen daher starke diakonale Kompetenzen. Zu diesen gehört ein geschärftes Wahrnehmen der Not, eine entwickelte Kunst des Hinschauens. Der Priester braucht die Demut, sich vom „Auge der Kirche“ belehren zu lassen (syrische Kirchenordnung). Um diakonale Erfahrungen aus erster Hand zu sammeln, braucht wohl jeder Priester auch ein eigenes diakonales Projekt. Es gehört zu seinem Amt, dass nicht nur die Liturgie (samt der Verkündigung) stark ist, sondern auch die Diakonie.

IV. Vielfalt der Priestertypen und ihre Gefährdungen

Wie aber steht es um solche Anforderungen bei den heutigen Priestern. Die Studie *Priester 2000* hilft hier weiter. Ein Hauptergebnis ist die Entdeckung vier markant verschiedener Priestertypen. Diese haben wir, in unterschiedlicher Verteilung, in allen einbezogenen Diözesen entdeckt, in Deutschland, Österreich, der Schweiz, aber auch in Kroatien, Polen oder in der Westukraine bei griechisch-katholischen Priestern. Wir haben diese vier Typen zeitlose Kleriker, zeitoffene Gottesmänner, zeitnahe Kirchenmänner und zeitgemäÙe Gemeindeleiter benannt.

Zudem haben wir verstehen gelernt, warum es diese vier Priestertypen gibt. Im Lauf ihrer Lebensgeschichte und dann im Lauf ihres priesterlichen Lebensweges spielen offensichtlich theologische wie soziologische Formkräfte eine Rolle.

Theologisch stehen die zeitlosen Kleriker dem tridentinischen, die zeitoffenen Gottesmänner dem vatikanischen Priesterbild nahe. Die zeitnahen Kirchenmänner haben einen Bezug zur Professionalisierung des Priesterbildes in den Achtzigerjahren. Die zeitgemäÙen Gemeindeleiter schließlich haben ihren Ort in den (basis)gemeindlichen Theologien.

Wir verfolgen hier die kulturelle Prägung der vier Priestertypen weiter, weil uns interessiert, welcher Typ für die morgigen Herausforderungen am besten geeignet ist. Hier spielt eine zentrale Rolle, wie sich ein Priester im Spannungsgefüge der alten Kirche und der modernen Welt positioniert:

- Die zeitlosen Kleriker erweisen sich als „Kulturflüchter“, sie stehen der Welt kritisch gegenüber.
- Auf dem Gegenpol finden sich die zeitgemäÙen Gemeindeleiter, welche sich in der modernen Welt sehr wohl fühlen und deshalb der in ihren Augen unzeitgemäÙen Kirche gegenüberstehen. Sie können mit Johann Michael Sailer „Zeitgeistliche“ benannt werden.
- Die zeitnahen Kirchenmänner sind eher dem Kirchenmanagement verpflichtet, die Spannung zwischen Kultur und Evangelium sehen sie pragmatisch.
- Die zeitoffenen Gottesmänner positionieren sich im spannungsgeladenen Dazwischen, also zwischen Kirche und Welt, zwischen Kultur und Evangelium. Sie sind die Pontificalen, die Brückenbauer.

Wenn Evangelisierung nach Johannes Paul II. heißt: „*Die Kirche lernt und lehrt*“⁴³, dann werden die Einseitigkeiten und damit Gefährdungen der einzelnen Priestertypen erkennbar:

- Zeitlose „Kulturflüchter“ sind in Gefahr, zu lehren ohne zu lernen (Verlust, die gotgegebenen Zeichen der Zeit zu lesen).

- „Zeitgeistliche“ sind in Gefahr zu lernen ohne zu lehren (Verlust der prophetischen Widerständigkeit).
- „Kirchenmanager“ sind in Gefahr, weder zu lernen noch zu lehren;
- Die „Pontificalen“ leben in aufreibender Dialektik zwischen lernen und lehren.

V. Herausforderungen an Priester

Es ist nunmehr möglich, einige Konsequenzen für die Formung künftiger Priester zu ziehen – wobei diese Ideen auch für die Fortbildung der heute im Dienst stehenden Priester angebracht sind:

- Ein Programm für die Zeitlosen kann mit dem Kardinal Carlo Maria Martini in der Formel: „*Hinabsteigen nach Kafarnaum*“ beschrieben werden. Martini stützt sich dabei auf den Bericht des Matthäusevangeliums (Mt 4,13f), in dem Jesus von Nazaret nach Kafarnaum hinabsteigt. Für Jesus ist das, so der Kardinal vor den 1989 zu einem Symposium in Rom versammelten Bischöfen Europas¹⁴, kein einfacher Ortswechsel, sondern es drückt eine Geisteshaltung aus. Nazaret steht dabei für die ländliche Provinz, das pastoral Gewohnte, Kafarnaum hingegen für die offene und bunte Stadt. Für Jesus hieß dies, sich mit einer neuen Lebensweise auseinander zu setzen, mit Leuten, mit dem täglichen Leben, das gekennzeichnet ist von harter Arbeit und Leiden, von Neuem und Unsicherheit. Jesus bestand diese Herausforderung nicht widerwillig, sondern er hat Kafarnaum angenommen als „seine Stadt“ (Mk 9,1). Er sparte auch nicht an harter Kritik an ihr und ihrer Lebensweise. Aber alles, was er dort tat, nahm seinen Ausweg von einer tiefen Liebe, von einer täglichen Anwesenheit, von einem Teilnehmen am Geschick und den täglichen Leiden seines Volkes. – Viel von dieser Haltung findet sich bei den Zeitgeistlichen, in deren Schule die Zeitlosen gehen könnten. Dies würde zu einer Stärkung der diakonalen Dimension des Amtes führen.
- Das Programm für die Zeitgeistlichen ist gegenläufig. Es könnte lauten: „*Vom Berg herabsteigen*“ (Mt 8,1-4).¹⁵ Zwar berichtet diese Stelle von der Heilung eines Aussätzigen, also einer diakonalen Handlung Jesu. Zum Aussätzigen gelangt Jesus aber eben vom Berg herab. Dieser gilt als Symbol der Nähe zu Gott, den Jesus seinen lieben Abba nennt und in dessen Nähe er sich betend zurückzog. Zeitgeistliche sollten in die Schule der Zeitlosen gehen und dort die spirituelle Dimension des Amtes stärken.

- Auch für die Kirchenmanager lässt sich ein bibelgestütztes Programm formulieren: „Vernachlässige die Gnade nicht, die in dir ist und die dir verliehen wurde, als dir die Ältesten aufgrund prophetischer Worte gemeinsam die Hände auflegten!“ (1 Tim 4,14) Lernziel könnte das Wiedergewinnen der Seelsorge sein. Das ist allerdings nicht nur eine Frage des persönlichen Wollens, sondern kirchenstruktureller Voraussetzungen. Viele Priester klagten in der Studie Priester 2000 darüber, dass in ihrer priesterlichen Tätigkeit die personbezogene Seelsorge immer mehr in den Hintergrund tritt und großraum- und organisationsbezogenes Pastoralmanagement ihr Arbeiten prägt. Das schafft bei einer großen Zahl von Priestern eine massive Identitätskrise und verursacht Ausbrennen und selbstschützenden Zynismus. Priester leiden darunter, dass ihre Priesterrolle immer mehr ausgedünnt wird und die spirituell ergiebigen Tätigkeiten zu anderen pastoralen Berufen (hauptamtliche Laien, Diakone) auswandern. Das geschieht paradoxer Weise auch zu deren Schaden: denn es entstehen immer mehr ungeweihte Laienpriester. Diese Entwicklung lässt sich durch noch so schöne Instruktionen über den „Priester als Hirten und Leiter der Pfarrgemeinde“¹⁶ nicht aufhalten. Die Hirtenaufgabe ist zum Pastoralmanagement verkommen. Dafür aber sind Priester kaum gerüstet – weshalb an zweiter Stelle der Fortbildungswünsche Führen und Leiten, Kommunikation und Personalführung steht. Die Regel ist klar: Neben dem Priester kann es nur dann eigenständige pastorale Berufe geben, wenn es genug Priester gibt. Der Priestermangel beschädigt alle pastoralen Berufe gleichzeitig, die Priester eingeschlossen.
- Eigenwillig ist schließlich das Lernprogramm für die Pontifikalen. Sie brauchen nicht mehr Nähe zum Evangelium bzw. zur Kultur. In beiden Sphären sind sie gut verwurzelt. Eben dies ist aber der Grund, dass sie wie kaum andere Priester die harten Spannungen zwischen Kultur und Evangelium erleiden. Der unentrinnbare pastorale Grundkonflikt ist geradezu das Kreuz pontifikaler Priester (wir nannten sie die zeitoffenen Gottesmänner), das ihnen zu tragen aufgeladen ist. Es braucht für die Pontifikalen eine Spiritualität des Standhaltens, der Bereitschaft, jene unausweichlichen Kompromisse im eigenen Leben wie im Leben der pastoral Anvertrauten mitzutragen, die jeder einzelne Zeitgenosse in seiner Lebenspolitik schließen muss – wobei es typisch für das Evangelium ist, diese Kompromisse nicht als endgültig zu nehmen, sondern sie offen zu halten für eine stets neue, von Gottes Kraft getragene Entwicklung in Richtung des Evangeliums. In ein Jesuswort eingefangen könnte das Programm für die Pontifikalen daher lauten: „*Wer mein Jünger sein*

will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach“ (Mt 16,24). Priesterlicher Dienst ist somit in überraschender Weise, gerade wenn er sich der Welt aussetzt und sich von ihr nicht selbstschützend zurückzieht, vom Kreuz Christi geprägt. Das führt den Priester nicht nur in die enge Nachfolge Jesu, sondern macht seinen Dienst für die Menschen und die Welt heilsam.

Zur Kultur ehelosen Lebens

Eines der markanten Ergebnisse der Priesterstudie sind differenzierte Erkenntnisse über die Kultur ehelosen Lebens bei heutigen Priestern. Dabei zeigte sich, dass nur ein kleiner Teil von ihnen, diözesan freilich verschieden, „liiert“ lebt: also sagt, er sei bei einer Freundin psychisch beheimatet und würde auch sofort heiraten, wenn er dabei das Amt behalten könnte. Die übrigen haben durchaus eine in ihrer Bilanz eher positive Bewertung ihres Zölibats.

Zugleich aber stellen sie mit hohen Mehrheiten fest, dass der Zölibat weder gesellschaftlich noch kirchlich Unterstützung finde. Darin sehen sie eine der Hauptursachen dafür, dass junge Menschen den Weg zum Priesteramt scheuen. Nicht der Zölibat ist das Hauptproblem, sondern seine Nichtunterstützung. Im Klima solcher Nichtunterstützung steigt dann auch die Wahrscheinlichkeit, dass ins ehelose Leben jene einziehen, welche sich dort spezielle Gratifikationen erhoffen: jene, die vor ihrer eigenen Sexualität flüchten, die sexuell gefärbte Begegnungen nicht mit reifen Erwachsenen, sondern mit wehrlosen Kindern suchen, die unverdaute pädophile Neigungen haben.

In einer solchen Lage fällt die Kunst, eheloses Leben befriedigend zu gestalten, auf die Person der Priesters zurück. Was früher ein kulturell getragenes Gut war, ist heute eine einsame Lebensleistung. Wir sehen nun auch in der Studie, wie die Priester damit zurecht kommen. Ein kleinerer Teil fühlt sich glücklich und kommt gut durch. Der Normalfall aber ist eine Art „Modernisierung des Zölibats“, die im übrigen ganz ähnlich bei der Lebensform Ehe zu beobachten ist. Priester sagen zu zwei Drittel, dass sie Krisen durchleben, dass ihre Ehelosigkeit ein ständiges Auf und Ab ist und dass sie eine verantwortbare Lösung gefunden haben.

Ehelose Kultur lebenslang lernen

Von hier aus stellen sich Fragen an die persönliche Lebenskultur, aber auch an Aus- und Fortbildung der Priester. Grundsätzlich muss künftig mehr geschehen, um die Personen für eine befriedigende Kultur ehelosen Lebens zu stärken; zugleich braucht es entlastende Unterstützungssysteme. Entscheidend ist

dabei die Integration der Sexualität in eine reife Persönlichkeit. Denn jeder unreife Priester ist ein pastorales Risiko. Es ist erfreulich, dass angesichts des Desasters einiger US-amerikanischer Diözesen Rom nunmehr doch auf eine gediegene psychologische Betreuung drängt. Auch die Kirche wird aus Schaden klug. Es ist eine grobe Fahrlässigkeit zu meinen, dass eine bestimmte Form von Spiritualität ein Ersatz für menschliche Reifung ist. Schon in der Vorbereitung auf das Priesteramt braucht es daher eine Enttabuisierung des Themas der männlichen Sexualität und ihrer kulturvollen Gestaltung im Kontext von Beziehungen, die nicht ehelich sind. Es braucht eine Pädagogik der Bewährung, nicht der Bewahrung.

Sodann wird es nötig sein, die Priester krisenfester zu machen. Da Krisen für zwei Drittel offensichtlich der Normalfall sind, braucht es dringend Kollegenkreise, in denen Krisen offen thematisiert werden können. Auch Formen der Supervision und der Therapie sind auszubauen.

Solches kann nur geschehen, wenn es zu einem Zusammenspiel der Selbstverantwortung der einzelnen Priester mit der Fürsorgepflicht des Bischofs mit seinem Presbyterium kommt. Die Politik des Vertuschens und des Versetzens hat sich längst als Weg in die finanzielle Katastrophe erwiesen. Die Öffentlichkeit geht mit den Verfehlungen der Priester gnadenlos um, schon allein deshalb, um der Kirche ihre moralische Härte angesichts der vielen Brüche im ganz normalen Leben (etwa dem Zerbrechen von Ehen) heimzuzahlen.

Hilfreich wäre auch eine Unterstützung ehelosen Lebens durch die Gemeinden. Gäbe es hier mehr Wertschätzung, dann wären letztlich auch die Orden nicht in einer derart bedrohlichen Überlebenskrise.

Allerdings können alle diese produktiven Überlegungen zu Gunsten einer Kultur ehelosen Lebens nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Zahl der jungen Männer, die sich in den nächsten Jahrzehnten für das ehelose Leben entscheiden werden, sehr klein sein wird. Dreißig Jahre hatten wir gehofft, wir gingen lediglich durch eine Talsohle, ein neuer Berufungsfrühling sei in Sicht. Das mag weltweit stimmen, trifft aber auf die modernen Kulturen des nordatlantischen Bereichs nicht zu.

Schädliche Folgen des Priestermangels

Die Folgen dieser Situation sind dramatisch:

- immer mehr gläubige Gemeinden bleiben ohne sonntägliche Eucharistiefeier;
- immer mehr Priester werden aus personbezogenen Seelsorgern zu organisationsbezogenen Pastoralmanagern;

- immer mehr Laien rücken in presbyterale Aufgaben ein. Dadurch entsteht eine neue Berufsgruppe der „ungeweihten Laienpriester“ – wir würden viele von diesen ja sofort weihen, wären sie ehelos;
- damit verliert der Priesterberuf zusätzlich für die wenigen an Attraktivität, weil ja nunmehr verheiratete Ungeweihte weithin dasselbe tun wie sie als ehelos Geweihte;
- auch die pastoralen Laienberufe (wie übrigens auch der ständige Diakonat) werden in einem solchen Sog auf das priesterliche Tätigkeitsfeld beschädigt.

Paulus- und Korinthpriester

Bischof Fritz Lobinger und ich schlagen daher seit geraumer Zeit vor zu erwägen, ob nicht neben den ehelosen „Pauluspriestern“, welche vorrangig missionarisch-gemeindegründerisch tätig sind, aus den Gemeinden heraus Presbyterien von „Korinthpriestern“ kommen sollten. Pauluspriester wären dann jene, die zunächst eine innere Berufung spüren und dann in eine Gemeinde geschickt werden. Korinthpriester hingegen wären gemeindeerfahrene Personen, welche die Gemeinde erwählt und die dann prüfen, ob sie auch zum Amt Berufene sind. Eine solche Splittung des priesterlichen Amtes, die sich im übrigen ostkirchlichen Verhältnissen annähert, wäre zudem eine überraschende Antwort auf die von vielen aus liberalen Gründen vorgetragene Forderung, den Zölibat freizustellen. Es gäbe dann – jetzt aber aus pastoralen Erwägungen – tatsächlich eine Wahl: zunächst zwischen den beiden Formen des priesterlichen Amtes, dadurch aber indirekt auch über die Lebensform. Es wäre ein Ausweg.

Weiterführende Literatur:

Priester- und Diakonstudie

Zulehner, Paul M. / Hennersperger, Anna: „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur, Ostfildern 2001. – Zulehner, Paul M.: Priester im Modernisierungsstress, Ostfildern 2001. – Zulehner, Paul M. / Lobinger, Fritz: Um der Menschen und der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung der Priester, Ostfildern 2002. – Hennersperger, Anna: Ein ein(z)iges Presbyterium. Zur Personalentwicklung von Priestern. Amtstheologische Re-

flexionen zur Studie Priester 2000, Ostfildern 2003. – Zulehner, Paul M.: Dienende Männer. Anstifter zur Solidarität. Diakone in Westeuropa, Ostfildern 2003. – Zulehner, Paul M.: Samariter – Prophet – Levit. Diakone im deutschsprachigen Raum. Eine empirische Studie, Ostfildern 2003.

Kulturdiganostische Studien

Gronemeyer, Marianne: Leben als letzte Gelegenheit. Zeitknappheit und Sicherheitsbedürfnisse, Darmstadt 1993. – Horx, Matthias: Megatrends der späten neunziger Jahre, Düsseldorf 1995. – Zulehner, Paul M. u.a.: Kehrt die Religion wieder. Religion im Leben der Menschen 1970-2000, Ostfildern 2002. – Weis, Hans-Willi: Exodus ins Ego. Therapie und Spiritualität im Selbstverwirklichungsmilieu, Zürich 1998. – Berger, Peter L. u.a.: Desecularization of the World. Resurgent Religion and World Politics, Washington 1999. – Enzensberger, Hans Magnus: Die Große Wanderung: 33 Markierungen; mit einer Fußnote „Über einige Besonderheiten bei der Menschenjagd“, Frankfurt 4 1992.

- ¹ Zerfaß, Rolf: Ein Lied vom Leben. Orpheus und das Evangelium, in: Miteinander sprechen und handeln. Festschrift für Hellmut Geissner, hg. v. Edith Slembek, Frankfurt 1986, 343-350.
- ² Die Kernfrage im Hintergrund ist Evangelisierung, näherhin das Wechselspiel zwischen Kultur und Evangelium, um das Verhältnis von Kairos und Kyrios. Wir dienen nicht dem Kairos, sondern dem Kyrios; aber wir dienen dem Kyrios im Kairos. Wechselspiel zwischen Gaudium et spes und Lumen gentium, der Positionierung in Kultur und Gesellschaft einerseits und einer angemessenen kirchlichen Innenarchitektur andererseits. Zulehner, Paul M.: Fundamentalpastoral. Pastoraltheologie Band 1, Düsseldorf 1989.
- ³ Enzensberger, Hans Magnus: Die Große Wanderung: 33 Markierungen; mit einer Fußnote „Über einige Besonderheiten bei der Menschenjagd“, Frankfurt 41992.
- ⁴ Tomka, Miklós / Zulehner, Paul M.: Religion in den Reformländern Ost(Mittel)Europas, Band 1 der Reihe „Gott nach dem Kommunismus“, Ostfildern 1999. – Tomka, Miklós / Zulehner, Paul M.: Religion im soziokulturellen Kontext Ost(Mittel)Europas, Band 2 der Reihe „Gott nach dem Kommunismus“, Ostfildern 2000. – Tomka, Miklós / Maslauskaitė, Ausra / Navickas, Andrius / Toš, Niko / Potocnik, Vinko: Zur Lage von Religion und Kirche. Ungarn, Litauen, Slowenien, Band 3 der Reihe „Gott nach dem Kommunismus“, Ostfildern 2000. – Prudky, Libor / Aračić, Pero / Nikodem, Krunoslav / Sanjek, Franjo / Zdaniewicz, Witold / Tomka, Miklós: Zur Lage von Religion und Kirche. Tschechien, Kroatien, Polen, Band 4 der Reihe „Gott nach dem Kommunismus“, Ostfildern 2001. – Máté Tóth, András / Mikluščák, Pavel: Nicht wie Milch und Honig. Unterwegs zu einer Pastoraltheologie Ost(Mittel)Europas, Band 9 der Reihe „Gott nach dem Kommunismus“, Ostfildern 2000. – Máté Tóth, András / Mikluščák, Pavel: Kirche im Aufbruch. Zur pastoralen Entwicklung Ost(Mittel)Europas, Band 6 der Reihe „Gott nach dem Kommu-

- nismus“, Ostfildern 2001.
- ⁵ Gronemeyer, Marianne: *Leben als letzte Gelegenheit. Zeitknappheit und Sicherheitsbedürfnisse*, Darmstadt 1993.
- ⁶ Affemann, Rudolf: *Krank an der Gesellschaft*, München 1973.
- ⁷ Oltmanns, Reimar: *Du hast keine Chance, aber nutze sie: Eine Jugend steigt aus*, Reinbek bei Hamburg 1980.
- ⁸ Horx, Matthias: *Megatrends der späten neunziger Jahre*, Düsseldorf 1995. – Becker, Ulrich u.a.: *Top Trends. Die wichtigsten Trends für die nächsten Jahre*, Düsseldorf 1995; Bolz, Norbert / Bosshar, David: *Kult-Marketing. Die neuen Götter des Marktes*, Düsseldorf 1995; Gerken, Gerd u.a., *Trends 2015. Ideen, Fakten und Perspektiven*, Bern u.a., 1995; Horx, Matthias / Wippermann, Peter: *Markenkult. Wie Waren zu Ikonen werden*, Düsseldorf 1995; Horx, Matthias / Trendbüro: *Trendbuch 2. Megatrends für die späten neunziger Jahre*, Düsseldorf 1995; André Lorenz: *Die Werte sind im Kommen. Abschied von der Ellbogengesellschaft*, Augsburg 1996; Popcorn, Faith / Marigold, Lys: „Clicking“ – *Der neue Popcorn Report. Trends für unsere Zukunft*, München 1996; Weinzierl, Rupert / Haerpfer, Christian: *30 Trends für Österreich zur Jahrtausendwende*, Wien 1995.
- ⁹ Gott und den Menschen nah. *Passauer Pastoralplan 2000*, Passau 2000.
- ¹⁰ Zulehner, Paul M.: *Aufbrechen oder untergehen. So geht Kirchenentwicklung*, Ostfildern 2003.
- ¹¹ Nennung, Günther: *Gott ist verrückt. Die Zukunft der Religion*, Düsseldorf 1997.
- ¹² Zulehner, Paul M.: *Denn du kommst unserem Tun mit deiner Gnade zuvor. Zur Theologie der Seelsorge heute*. Paul M. Zulehner im Gespräch mit Karl Rahner, erweiterte Neuauflage, Ostfildern 2002.
- ¹³ Brief von Johannes Paul II. aus dem Jahre 1985 an die Präsidenten des CCEE.
- ¹⁴ Um die Geisteshaltung ... auszudrücken, will ich mich auf eine Stelle des Matthäusevangeliums beziehen. Am Beginn seines Wirkens – er hat bereits die Versuchungen bestanden – „verließ Jesus Nazaret, um in Kafarnaum zu wohnen, das am See liegt, im Gebiet von Sebulon und Naftali. Denn es sollte sich erfüllen, was vom Propheten Jesaja gesagt worden ist“ (Mt 4,13f.).
- Der Evangelist deutet das, was von außen besehen nichts anderes als ein einfacher Ortswechsel erscheint, als eine Tatsache von tiefer Bedeutung.
- Was war nämlich Nazaret? Ein unbedeutender Marktflöcken in Galiläa, der weder im Alten Testament noch bei Josephus Flavius noch im Talmud erwähnt ist. Es ist ein Ort ländlicher Ruhe, einfacher Lebensformen, kleiner Eifersüchteleien und begrenzter Horizonte. Im Vergleich dazu erscheint Kafarnaum als eine offene und bunte Stadt, ein Ort der Arbeit und des Handels, der Banken und des Verkehrs, Grenzstadt im Galiläa der Heiden, Sitz der römischen Verwaltung, Ort der Begegnung zwischen den Kulturen.
- Auch für Jesus bedeutet der Ortswechsel nach Kafarnaum, Gewohnheiten, das Vorhersehbare zu verlassen und sich dem Wandel, den Begegnungen auszuliefern, dem, was wir heute Auseinandersetzung mit der „Moderne“, mit der „Komplexität“, mit dem „Pluralismus“ nennen. Nach Kafarnaum hinabsteigen hieß also, sich mit einer neuen Lebensweise auseinanderzusetzen, mit Leuten, mit dem täglichen Leben, das gekennzeichnet ist von harter Arbeit und Leiden, von Neuem und Unsicherheit. Nicht umsonst beschreibt der Evangelist Markus den ersten Aufenthalt Jesu in Kafarnaum als eine Begegnung mit Besessenen und mit allen möglichen Kranken (Mk 1,23.30.32).
- Jesus begegnet diesem Wandel nicht widerwillig, so als ob er nostalgisch Nazaret verbunden geblieben wäre. Er hat Kafarnaum so angenommen, dass man es „seine Stadt“ nennen konnte (Mk 9,1). Das hinderte ihn nicht, frei und kritisch gegenüber der Stadt zu sein. Er verschweigt nicht die Schuld, spart nicht mit Mahnungen bis hin zu Drohung, wie man in

Mt 11,23 sieht. Aber alles nimmt seinen Ausweg von einer tiefen Liebe, von einer täglichen Anwesenheit, von einem Teilnehmen am Geschick und den täglichen Leiden seines Volkes. Etwas Ähnliches ist schon den Verbannten im fünften Jahrhundert gesagt worden, von denen im 29. Kapitel bei Jeremia die Rede ist. Sie lebten vom Heimweh nach der alten Kultur in Jerusalem, und sie fühlten sich wie Fremdlinge im Land Babylon. Der Prophet Jeremia sagt ihnen nicht, sie sollten Jerusalem vergessen. Er verbietet ihnen auch nicht, ihr Idealbild vor Augen zu haben. Er untersagt ihnen aber das Heimweh nach einer Lebensweise, die es nicht mehr gibt und niemals mehr geben wird und die sie hindert, mit Liebe in der neuen Stadt zu arbeiten, die in der Zwischenzeit, ohne dass sie es sich ausgesucht hätten, ihnen durch den Gang der Dinge anvertraut worden ist: „So spricht der Herr der Heere, der Gott Israels, zur ganzen Gemeinde der Verbannten, die ich von Jerusalem nach Babel weggeführt habe: Baut Häuser, und wohnt darin, pflanzt Gärten, und esst ihre Früchte! Nehmt euch Frauen, und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen, und gebt euren Töchtern Männer, damit sie Söhne und Töchter gebären. Ihr sollt euch dort vermehren und nicht vermindern. Bemüht euch um das Wohl der Stadt, in die ich euch weggeführt habe, und betet für sie zum Herrn; denn in ihrem Wohl liegt euer Wohl“ (Jer 29,4-7).

Auch Jona, nach Ninive geschickt, muss auf seine Kosten lernen, diese Stadt zu lieben und sich über ihre Bereitschaft zur Umkehr zu freuen, denn wie könnte es Gott „nicht leid sein um Ninive, die große Stadt, in der mehr als hundertzwanzigtausend Menschen leben, die nicht einmal rechts und links unterscheiden können - und außerdem so viel Vieh?“ (Jona 4,11). Die europäischen Bischöfe und die Neu-Evangelisierung Europas, hg. v. Rat der europäischen Bischofskonferenzen (CCEE). In *Stimmer der Weltkirche – Europa*, Bonn 1991, 367-369. – Dieser Text ist voll abgedruckt in: Zulehner, Paul M. / Lobinger, Fritz: *Um der Menschen und der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung der Priester, Ostfildern 2002*, 183-185.

¹⁵ Zulehner, Paul M. / Brandner, Josef: *Meine Seele dürstet nach dir (Psalm 63,2). GottesPastoral*, Ostfildern 2002.

¹⁶ Rom 2002.

Joachim Wanke

Anforderungsprofil des Priesters in einer evangelisierenden Kirche

Ich könnte mir diesen Vortrag leicht machen, indem ich sage: Sorgen wir für eine evangelisierende Kirche – und wir werden wissen, wie das Anforderungsprofil des Priesters in ihr aussieht!

Manche Dinge ergeben sich in der Tat von selbst. Wer gern wandert, merkt bald, was bei einer längeren Wanderung nützlich ist, etwa gar bei einer Hochgebirgswanderung. Profile erwachsen aus Herausforderungen – und nicht alles, was sich kluge Leute an Schreibtischen ausdenken, muss sich auch in der Praxis als sinnvoll erweisen.

Ich weise also zunächst einmal die Erwartung ab, man könne in einigen Merkpunkten säuberlich erfassen und auflisten, was den Priester in einer „evangelisierenden Kirche“ kennzeichnen sollte. Auch in Zukunft wird es – gottlob – sehr unterschiedliche Priesterpersönlichkeiten geben.

Ich erinnere an das Berlin der Zwischenkriegszeit: Da lebten in dieser Großstadt an der Spree ein Carl Sonnenschein, ein Romano Guardini (von dem Sonnenschein übrigens nicht viel hielt!) und an St. Hedwig der Dompfarrer und spätere Dompropst Bernhard Lichtenberg. Unterschiedlicher könnten charakterliche Prägungen und priesterliches Selbstverständnis nicht sein als die dieser drei Männer. Da ist der Großstadtapostel mit seinem Einsatz für alle Schwachen und Benachteiligten, für die er Tag und Nacht da war. Da ist der Professorpriester, der einer hochmütigen, sich selbst genügenden Universität begegnet und dort kaum wahrgenommen wird. Da ist ein Würdenträger der Kirche mit einem traditionellen Amtsverständnis, der freilich im Empfinden für das Unrecht der Judenverfolgung über sich hinauswächst und sein Leben riskiert.

Wer von diesen dreien hat am wirkungsvollsten dem Evangelium Jesu Christi in der Stadt Berlin die Tore geöffnet? Wer kann das beurteilen?

Solche Überlegungen machen also bescheiden. Dennoch bleibt die Fragestellung interessant: Welche Konturen sollte ein Priester haben, der in einer evangelisierenden Kirche seinen Dienst verrichtet? Auch wenn beide Größen aufeinander zu beziehen sind: Das eine gibt dem anderen Kontur – eben Profil.

Vorbemerkungen

1. Ich möchte zunächst sagen, wie ich das Wort „evangelisierend“ hier verstehe. Ich interpretiere das Wort sehr allgemein, also als Kennzeichen einer Kirche, in welcher der Wille und die Fähigkeit zu einer missionarischen Präsenz ausgeprägt ist. Beides ist mir wichtig: Der Wille, die Bereitschaft derer, die in der Mitte der Gemeinden Kirche sein wollen, aber auch deren Fähigkeit, deren Geschick, deren Phantasie, dem Evangelium Jesu Christi in der Gesellschaft Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Die drei genannten Priester im Berlin der 20er und 30er Jahre haben das je auf ihre Weise getan. Ich wüsste nicht, welchem Zeugnis ich den Vorzug geben sollte. Vermutlich ist es so: Die Kirche braucht alle drei Priestertypen – und noch viel mehr an Gaben und Fähigkeiten bei Priestern und allen Christenmenschen für eine Zeit, in der es nicht selbstverständlich sein wird, ein Christ zu sein.

2. Was zu den Konstanten des priesterlichen Dienstes gehört, ist an dieser Stelle nicht auszufalten. Der Herr hat dem Gottesvolk für seinen Weg durch die Geschichte das Amt gegeben, um durch den Dienst der Amtsträger (und mancher, die ihnen dabei assistieren!) „die Heiligen für die Erfüllung ihres Dienstes zu rüsten, für den Aufbau des Leibes Christi“ (vgl. Eph 4,12).

Wie diese Konstanten presbyterialen Dienstes konkret in Erscheinung treten, stellt sich freilich im Ablauf der Kirchengeschichte sehr unterschiedlich dar. Der Einsatz Leo des Großen vor den Toren Roms, als er den plündernden Vandalen Einhalt gebot, war das eine. Der Einsatz unseres gegenwärtigen Papstes beim Eindämmen des ideologischen Kommunismus ist das andere. Oder gibt es da doch Vergleichspunkte in der Sache?

Wortverkündigung, sakramentaler Dienst, Anstiftung zur Caritas und der Gemeindeaufbau insgesamt bilden die Konstanten des priesterlichen Dienstes. Auch wenn die Formen und Vorgehensweisen sich ändern – der Klerus tut gut daran, möglichst immer neu sich an diesen Grundaufgaben auszurichten, damit er sich nicht in alle möglichen Beschäftigungen verläuft. Die politischen Prälaten waren nicht nur eine Verirrung in den Jahren der Weimarer Republik!

Eine eigene Frage wäre noch einmal, über das je unterschiedliche Profil der derzeitigen (auch nichtpriesterlichen) seelsorglichen Berufe in der Kirche nachzudenken. Es geht derzeit für die anstehenden Aufgaben in

Seelsorge und Gemeindeaufbau, speziell auch für die Aufgabe einer missionarischen Präsenz von Kirche, viel Kraft durch diverse Profilierungsversuche der jeweiligen Berufsgruppen verloren. Natürlich ist darüber nachzudenken, was Priester, Diakone, Pastoral- und Gemeindeferenten/innen und weitere Spezialdienste (etwa im sozialpädagogischen Bereich, im Bildungsbereich, im Beratungsbereich, etc.) jeweils unterscheidet. Aber man sollte nicht allzu viel Energie darauf verwenden. Vieles wird die Praxis regeln.

Wenn man etwas „theoretisieren“ will, halte ich es z.B. für bedenkenswert, ob man den **Presbyter- (und Episkopen-)Dienst** besonders (hier einmal biblisch formuliert) im Bereich des „Nährens“ (also Wortverkündigung und Dienst an den Sakramenten) und des „Wachens“ (der Einsatz gegen die Falschlehre, die *episkope* im engeren Sinn) ansiedeln sollte. Den **Diakon**, der (meist) durch eigene Ehe- und Familienerfahrung und oft auch durch einen säkularen Berufshintergrund geprägt ist, könnte man dem Bereich der „Verwaltung und Diakonie“ (was ja eng zusammenhängt!) zuordnen. Das entspräche auch dem altkirchlichen Diakonenprofil. Die **Laiendienste in der Seelsorge** könne man besonders durch die Verben „inspirieren“ und „begleiten“ charakterisieren. Diese Dienste haben natürlich auch in den oben genannten Arbeitsbereichen Anteil, aber ihre „Einfärbung“ könnte gerade darin bestehen, die Mitchristen für die heute anstehenden Ausprägungen der Nachfolge Christi inspirierend und begleitend zu unterstützen.

3. Zudem sei noch dies als Vorbemerkung gesagt: Eine evangelisierende Kirche wird als Ganze evangelisierend sein – oder überhaupt nicht. Es gibt in dieser Aufgabe keine Arbeitsteilung in dem Sinne, als sei Evangelisierung (als Erstverkündigung) bzw. die Profilierung der missionarischen Präsenz des Evangeliums in der Gesellschaft nur Sache der Geistlichkeit. Es spricht im Gegenteil viel dafür, dass dies gerade nicht hauptsächlich das Aufgabenfeld des Klerus sein wird – so sehr dieser sich diesem Anspruch nicht entziehen darf.

Das Evangelium ist in der Frühzeit der Kirche seinen Weg den Handelsstraßen entlang gegangen. Das Evangelium wurde in den Küchen und Kinderzimmern weitergesagt. Soldaten, Kaufleute und Beamte nahmen den Christusglauben mit in andere Provinzen des römischen Reiches, lange bevor systematische Missionsexpeditionen organisiert wurden. Freilich: Dabei fehlten nicht kundige und profilierte Presbyter und Ordensleute, wie etwa der Mönch Augustinus und

seine Gefährten, die Gregor mit genauen Instruktionen Ende des 6. Jahrhunderts zu den Angelsachsen schickte.

Diese Instruktionen sind übrigens sehr interessant: Die Mönche wurden angewiesen, an bestehende vorchristliche Bräuche anzuknüpfen, heidnische Heiligtümer in Kirchen umzuwidmen, also nicht zu zerstören. Lokale Kultfeste sollten in Martyrerfeste umgestaltet werden. Denn – so ein Wort dieses weitblickenden Papstes aus einem Brief: „Wer einen Gipfel erklimmen will, tut dies langsam, schrittweise, nicht in Sprüngen.“¹ Ich überlege, was das für die Ausbreitung des Evangeliums in den jungen Bundesländern bedeuten könnte!

Damit sind wir schon bei unserem Thema: Priester in einer evangelisierenden Kirche – worauf wird es ankommen? Ich nenne vier Anforderungsprofile:

I. Das Evangelium „aufschließen“ können

Eine Kirche mit dem Willen und der Fähigkeit, inmitten der Menschen das Evangelium auf den Leuchter zu stellen, braucht Priester, welche die Herzmitte des Evangeliums begriffen haben, in diese eingedrungen sind und aus ihr heraus zu leben versuchen.

Bonifatius hat auf seinen mühseligen Missionswegen unhandliche Bücher mitgeschleppt – nicht nur die biblischen Texte, sondern auch seinen Augustinus und andere Väterschriften. Die Missionare errichteten Kirchen und zeitgleich richteten sie Bibliotheken ein. Das Christentum ist eine Religion, in der das Fragen nach dem Grund unserer Hoffnung, die Bereitschaft zur Rechenschaft über den Glauben tief eingewurzelt ist.

Zeiten der Infragestellung des christlichen Glaubens bringen einen vermehrten Bedarf an theologischer Reflexion mit sich. Ich verstehe hier unter theologischer Reflexion nicht die größtmögliche Ansammlung fachmethodisch gespeicherten Wissens. Ich verstehe vielmehr darunter die Gabe einer tiefen, existentiell „gegengelesenen“ Einsicht in das Geheimnis unserer Erlösung, welches die Mitte unseres Christ- und Kirche-Seins ausmacht. Charles de Foucauld hat einmal gesagt: „Man versteht das Evangelium nur, wenn man es tut.“ Man könnte auch sagen: Die Kirche wird Priester brauchen (aber eben nicht nur Priester allein!), welche die Gabe der *Glaubenselementarisierung* besitzen, also die Fähigkeit, das, worum es beim Christ-Sein, bei der Annahme des Evangeliums eigentlich geht, kurz und verständlich auf den Punkt zu bringen.

Der Epheserbrief sagt das so: „(Gott) gebe euch, dass ihr mit dem Herzen sehen könnt, zu welcher Zukunft ihr berufen seid und wie reich das herrliche Erbe der Christen und wie groß seine Macht ist, an der wir im Glauben Anteil haben“ (Eph 1,18f) Übersetzung hier und im Folgenden: K. Berger / Ch. Nord.² Die Debatte um die gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre, die 1999 in Augsburg vom Lutherischen Weltbund und unserer Kirche unterzeichnet wurde, hat den entscheidenden Mangel deutlich gemacht, den unser hiesiges Christentum kennzeichnet: Wir sind „sprachlos“ geworden. Wir sind weithin nicht fähig, einem normalen gutwillig hörenden Zeitgenossen verständlich zu machen, worum es bei der Aussage: „Rechtfertigung des Sünders aus Gnade“ eigentlich geht.

Uns fehlt die Kraft zu einer Sprache, die im Horizont unseres (zugegebenermaßen) einseitigen naturwissenschaftlich geprägten Weltbildes verdeutlichen kann, was Kern und Mitte der christlichen Botschaft ist.

Ich behaupte nicht, dass die Fähigkeit zu einer solchen Verkündigungssprache alle Menschen zu überzeugten Christen machen würde. Das Christ-Werden, also die Übernahme einer österlichen Welt- und Lebenssicht inmitten einer von Sünde und Tod gekennzeichneten Welt für die eigene Existenz hat andere Beweggründe als jene, die durch Nachdenken und eigene Einsicht allein gewonnen werden können. Christ wird man nicht dadurch, dass man sich eine Bibel kauft und sich für den Kircheneintritt entscheidet. Paulus ist der Überzeugung, dass er durch den Lichtglanz des Auferstandenen, der sich ihm offenbart hat, zum Glauben gekommen ist. Die Taufe mit dem Hl. Geist ist für ihn die Grundlage seiner neuen Existenz. Die Wasser-Taufe ist nur ein Zeichen, eben ein Sakrament dieses Vorgangs, welcher der Sache nach ganz von Gott, von Christus ausgeht. Paulus fühlt sich als von Gott „überwältigt“, von ihm „ergriffen“. Und das gilt von jedem Christ-Werden, auch heute. Im Epheserbrief lesen wir: „Weil ihr zu ihm (d.h. zu Jesus Christus) gehört [und dafür kann man bekanntlich nichts tun!], seid ihr gläubig geworden und habt den Heiligen Geist empfangen.“³

Alle Verkündigung ist letztlich Vorfeld-Arbeit, die dem Kommen Gottes, dem Kommen seines Geistes in das Leben der Menschen den Weg bereitet. Oder anders gesagt: Im Geschehen der Christus-Verkündigung ist das Wort Christi selbst am Werk. Er ist es, der in die Biographie eindringt, der die Herzen verwandelt und fähig macht zur Überwindung des alten Adam in uns und zur Auslieferung der eigenen Existenz an Gottes heiligen Willen. Es gilt, was Paulus in 1 Thess 2,13 so ausdrückt: „Wir danken Gott immer wieder, dass ihr unsere Botschaft nicht als Menschenwort, sondern wirklich als das, was sie ist, nämlich als Gottes Wort angenommen habt.“⁴

Diese Grundeinsicht in den gnadenhaften Charakter unserer Berufung vorausgesetzt, ergibt sich dies als Anforderungsprofil für den Priester in einer Kirche mit Missionswillen: Er sollte die Fähigkeit haben, in seinem Reden und Leben die Mitte des Evangeliums aufleuchten zu lassen, den Horizont des Gottesreiches erschließen zu können, dessen sichere „Beitrittskandidaten“ wir geworden sind. Er muss die Gabe haben, eine Gesamtsicht des christlichen Glaubens zu entwerfen, von der her sich Einzelheiten des Glaubensgebäudes und zeitgebundene Ausprägungen christlichen Lebens richtig einordnen lassen. Ansonsten bleibt der christliche Glaube ein unübersichtlicher Wald, in dem man die Durchsicht verliert, eine Ansammlung von Kuriositäten, die je nach Geschmackslage interessant oder auch abstoßend sein können, aber letztlich unverständlich bleiben.

Eine evangelisierende Kirche braucht Priester mit theologischem Durchblick. Mehr als in Zeiten der Selbstverständlichkeit, der Plausibilität des Christlichen wird es in Zukunft Verkünder des Evangeliums brauchen, die zu dessen Herzmitte führen können – in Worten und Lebenszeichen, die das unauslotbare Geheimnis der Erlösung zu meinem je eigenen Lebensgeheimnis machen. Wir sollten einmal genau hinhören, was vormalis ungläubige Erwachsene zur Taufe und zum Mitleben in der Kirche motiviert: „Ich bin mir gewiss geworden, dass ich geliebt bin.“ „Eine quälende Lebensphase von Sinn- und Ziellosigkeit ist für mich überwunden.“ „Ich habe die Schuld in mir nicht nur gesichtet und eingeordnet und verarbeitet, mir ist verziehen worden.“ „Ich habe eine Heilung meines Lebens erfahren, die für mich wie eine Neugeburt ist.“

Das sind Basiserfahrungen, aus denen alles andere sich ableitet. Wer voll Freude ist über das, was er sein darf, kann spielend leicht handeln, selbst bei so einschneidenden Dingen wie Veränderung von Lebensprioritäten und Abbau alter, liebgewordener Gewohnheiten.

Das Evangelium so aufschließen können, dass es zur freudigen Überraschung wird – das bringt am besten ins Wort, was ich meinen priesterlichen Mitbrüdern als Gabe für ihren Dienst wünsche.

II. Wache Zeitgenossenschaft praktizieren

Unverkennbar ist, dass die Krise unseres christlichen Selbstbewusstseins in Deutschland mit tiefgreifenden Veränderungen unserer geistigen Landschaft zu tun hat. Verbreitet ist ja die Sichtweise, die derzeitige Entwicklung als eine Verfallsgeschichte des Christentums in unserem Land zu lesen. Auch in der säkularen Debatte über die Frage des Werte-Erhalts in der Gesellschaft findet

sich dieses Kontrastschema: Kulturpessimismus auf der einen Seite, also die Überzeugung vom Gesetz der schiefen Ebene, in der alles stetig aber sicher bergab geht, und Zivilisationsoptimismus auf der anderen Seite, der die Probleme freilich gern bagatellisiert und auf Selbstheilungskräfte vertraut, die angeblich automatisch wirken sollen.

Die Wahrheit liegt wohl eher in der Mitte. Es gibt keine Korrosion des Christlichen als Selbstläufer, aber es gibt auch keine Neubesinnung auf das Evangelium ohne Bereitschaft zu Umkehr und Neuanfang. Die Soziologen und Kulturphilosophen sagen: Die Bedingungen für Wertebegründungen und Wertehalten haben sich grundlegend geändert. Auf unser Thema angewendet: Dem Christ-Sein ist der Charakter des Selbstverständlichen genommen.

Ich gebrauche dafür einmal den Begriff „Kontingenz“. Kontingenz ist eine Sache, die weder notwendig noch unmöglich ist. Es gibt etwas, aber es muss nicht sein, dass es das gibt! Der Korrespondenzbegriff zu Kontingenz ist der Begriff Notwendigkeit. Auf unser Thema hin gewendet: Der Kernpunkt unserer gegenwärtigen Verunsicherung als Christen und Kirche(n) liegt in der sprunghaften Zunahme von Kontingenzerfahrungen im Blick auf die religiöse Deutung des Lebens und der Welt.

Ich veranschauliche dies an einem Bild. Ein Ehemann entdeckt, dass es außer seiner Frau noch Hunderte anderer liebenswerter Frauen gibt. Die Ursprungserfahrung einer Liebe, die sein JA und seine anhaltende Treue zu dieser konkreten Partnerin begründet hat, weitet sich zu einer Kontingenzerfahrung: Hier stehe ich – aber ich könnte auch ganz anders!

Nun ist die bloße Konfrontation mit der Tatsache, dass es neben der christlichen Religion auch andere Religionen bzw. säkulare Lebensdeutungen gibt, noch kein hinreichender Grund, meine persönliche Bindung an den christlichen Glauben zu erschüttern. Freilich: Die existentielle Erfahrung gestiegener Kontingenz meiner religiösen Lebensoption verändert die Qualität, die Art der Bindung. Ohne eine Einbeziehung dieser Infragestellungen meiner Entscheidung durch das Verhalten anderer bleibt meine Entscheidung, meine Bindung nicht überlebensfähig.

Genau in diesem Prozess einer Vertiefung, einer qualitativen Verdichtung bzw. Steigerung unseres Gottesglaubens stehen wir heute. Der geweitete Erfahrungsraum für den Einzelnen hat eine Ausweitung des Freiheitsraumes, und damit eine Vervielfältigung der Handlungsoptionen mit sich gebracht. Wie dieser Wandlung der Rahmenbedingungen für einen verantwortbaren religiösen Glauben in der Moderne zu begegnen ist, bleibt die Grundherausforderung einer wachen zeitgenössischen christlichen Spiritualität. Der Priester der Zukunft wird auf der Suche nach der Gestalt einer solchen selbstreflexiven Frömmigkeit ein Pionier, ein Pfadfinder sein müssen.

Wir spüren im Innenraum der Kirche, wie diese hier kurz skizzierte geistige Horizonterweiterung der Moderne viele verunsichert. Die einen sagen: Festhalten an allem, was die alten Sicherheiten stützen kann! In der Tat: Wer nur das Eigene kennt, wird dieses für das Einzige halten. Das nenne ich den „Dogmatismus der Wenig-Gereisten“, den Rückzug in ein geistiges Ghetto, den Weg der Abschottung, des geistigen Mauerbaus. Das hat freilich auf Dauer gesehen keine Zukunft. Die (oft mit viel Einsatz und Leid erkaufte) Freisetzungen des Menschen zu größeren Handlungsmöglichkeiten liegen m. E. in der Intention der Geschichte Gottes mit uns Menschen. Diese Freisetzung ist – bei allem, was dadurch auch an Überforderung, an Orientierungsnotstand und Irritationen entstehen kann – trotz allem also ein hohes Gut, eine Chance. Gott mutet uns aus gutem Grund Freiheit zu. Was nicht in Freiheit gedeiht, gedeiht überhaupt nicht! Das ist für mich eine wichtige Einsicht der DDR-Jahre, und ich meine das nicht nur politisch.

Anderer freilich schütten angesichts der Herausforderungen der Gegenwart das Kind mit dem Bade aus. Sie machen die Freiheit zur Beliebigkeit. Es ist, im Unterschied zum „Dogmatismus der Wenig-Gereisten“, die Blasiertheit derer, die überall schon gewesen sind, die aber nichts mehr „erfahren“. Sie sind unfähig zum Erkennen des Eigenen, weil das Fremde ihnen nichts mehr zu sagen hat. Ihnen fehlt auf andere Weise wie den Dogmatisten die Kraft zu Empathie, zur wirklichen Wahrnehmung des Anderen und der Anderen, um von dieser Blickrichtung her den Wert und die Kostbarkeit der eigenen Lebensoption (sei es die Entscheidung für einen geliebten Partner oder jene für den Gott und Vater Jesu Christi) neu zu erfahren.

Was ich hier mit dürren Worten zu beschreiben suche, ist die meines Erachtens unabdingbare Voraussetzung für priesterlich-seelsorgliches Wirken in der geistlichen Luft unserer westeuropäischen Kultur: die Bereitschaft zu einer wachen, kritischen, aber vor allem auch selbstkritischen Zeitgenossenschaft. Eine evangelisierende Kirche braucht Priester (aber eben auch andere Christen), welche die Freiheit nicht wegen des in ihr enthaltenen Risikos verketzern, die den Balanceakt eines Glaubensweges wagen, der Zumutungen bereit hält, der mit Irritationen und gelegentlichen Überforderungen verbunden sein wird. Es wird morgen zum Profil eines Priesters gehören, seinen Gottesglauben zu leben angesichts der Vielfalt anderer, durchaus respektabler Lebensentwürfe, religiöser und nichtreligiöser Natur. Der Priester wird es ertragen müssen, dass er mit seinem Glauben im Gespräch der Religionen und Weltanschauungen keine automatisch vorgegebene exklusive Rolle spielen kann. Er wird mühselig lernen müssen, seine Entschiedenheit für Gott tiefer und besser zu begründen. Er muss sein JA-Wort gleichsam immer wieder neu sprechen, in eine größere Kontingenz hinein, in eine größere Freiheit hinein. Die-

se Entscheidung kann zwar nachträglich reflektiert und auch argumentativ verteidigt, aber niemals anderen andemonstriert werden. Kurz: Der Priester als Zeuge Gottes, der von sich wie Paulus sagen kann: „Der alte Paulus lebt nicht mehr, und mein neues Leben ist so durch und durch von Christus bestimmt, dass ich sagen kann: In mir lebt Christus. Noch lebe ich als sterblicher Mensch, aber mein wirkliches Leben besteht im Glauben an den Sohn Gottes, der mich liebt und sein Leben für mich gegeben hat (Gal. 2,20).“⁵ Ich stelle diesem existentiellen Zeugnis des Apostels ein Zitat eines heutigen Soziologen gegenüber, Hans Joas. In einem Vortrag aus dem Jahr 2001 geht er der Frage nach, wie unter heutigen Bedingungen Bindung an Werte (und die Bindung an das Evangelium ist ja eine Wertbindung!) glücken kann. Er spricht von „einer Fähigkeit zur reflexiven Distanzierung von sich selbst, zur flexiblen Verinnerlichung und kreativen Artikulation“. Und er fährt fort: „Solche reflexive Distanzierungsfähigkeit ist aber keineswegs ... als kühle Distanz, solche flexible Verinnerlichung nicht als bloß schwächliche Verinnerlichung unter Vorbehalt misszuverstehen. Zutreffender wäre es, ein höheres Maß an Freiheit in der Bindung zu erkennen – wie dies auch auf die neuen Formen sozialer Bindung zutrifft ... Joas denkt hier an neue Formen ehrenamtlichen Engagements in der Gesellschaft. Ohne solche Freiheit in der Bindung, welche die Stärke dieser Bindung mit dem Bewusstsein ihrer Kontingenz balanciert und insofern immer erneute Einwilligung in schon bestehende Bindung erfordert, ist Handeln unter Bedingungen hoher Kontingenz unmöglich.“⁶ Im Wissen um diese geistige Situation hat der Priester sein Glaubenszeugnis zu geben und andere dazu anzustiften. Er darf sich selbst nicht an der Teilhabe an dieser geistigen Kontingenzerfahrung vorbeidrücken. Er muss den Menschen von heute in dieser Hinsicht wirklich gleichzeitig sein, ohne sich in allem ihnen gleich zu machen. Sein Sprechen, Denken, Empfinden, der eigene Lebensstil, die eigene Sympathie- und Empathiefähigkeit, letztlich die Grundeinstellung einer tiefen Solidarität mit den Menschen von heute werden diese Einstellung beglaubigen. Nur mit einer solchen Haltung wird der Priester die Ohren und Herzen der Menschen erreichen können.

III. Zur Kirche in Einheit zusammenführen können

Ein in die nachapostolische Zeit zu datierender Brief aus Rom nach Korinth, der 1. Klemensbrief, berührt bei heutiger Lektüre merkwürdig. Dieser Brief wurde in der syrischen Kirche zeitweilig zum Kanon der Heiligen Schriften gerechnet. Es geht in diesem frühchristlichen Schreiben um einen Streit in Korinth. Dort waren die ordnungsgemäß eingesetzten Presbyter von jüngeren

Gemeindemitgliedern an den Rand gedrängt und in einem Gemeindetumult abgesetzt worden.

In 65 langen Kapiteln versucht nun der Autor, die korinthische Gemeinde zur Ordnung zu rufen und die Wiedereinsetzung der Presbyter zu erreichen. Er bemüht dabei alle biblischen und naturphilosophischen Argumente, um zu zeigen: Zum christlichen Leben gehört das Einhalten einer rechten Ordnung. Neid ist die Wurzel allen Übels. Aus ihm erwachsen Streit und Zwietracht, Zorn und Eifersucht. Sogar das Martyrium des Petrus wird auf Eifersucht zurückgeführt – also nicht einer ungerechten Obrigkeit zugeschrieben. Die „Hauptfeinde“, mit denen Paulus zu kämpfen hatte, waren nach 1 Klem 5 nicht die Judaisten, sondern Eifersucht und Streit!

Das aufwändige Bemühen des Briefschreibers ist erstaunlich. Ob sein Einsatz erfolgreich war, wissen wir nicht. Nur eines bezeugt dieser Brief, der in modernen Ausgaben ca. 37 enge Druckseiten umfasst: Die Überwindung von Zwietracht und Streit sieht der römische Presbyter Klemens als seine wichtigste Aufgabe an. Darum mischt er sich in die Verhältnisse im weit entfernten Korinth ein. Freilich: Diese Prioritätensetzung kennen auch andere neutestamentliche Autoren. Auch bei ihnen wird der Mahnung zur Einheit und zur Ordnung in der Kirche breiten Raum gegeben.

Was ergibt sich daraus als Schlussfolgerung? Eine evangelisierende Kirche muss der Welt das Zeugnis der Einheit und der Liebe geben. Mit Recht wird immer wieder darauf verwiesen, dass die missionarische Lähmung der Kirche ihre wesentliche Ursache in der Spaltung der Christenheit hat. Kircheneinheit meint nicht eine uniforme Einheit. Das versteht sich von selbst. Doch das Ringen um Einheit in Wahrheit und Liebe ist keine Nebensache, auf die man auch verzichten könnte. Die Kirche kann nichts anderes sein als der eine in sich geordnete Leib Christi und zwar nicht bloß als unsichtbare, nur geistliche Wirklichkeit, sondern in der Konkretheit und Sichtbarkeit, in der Gott selbst in der Menschwerdung Jesu Christi sich uns konkret und sichtbar gezeigt hat. Von dieser Überzeugung her sehe ich als ein wichtiges, unerlässliches Dienstprofil des Priesters seine Bereitschaft und seine Fähigkeit, zum Aufbau der Gemeinde Jesu Christi in Wahrheit und Liebe beizutragen. Einer der ansprechendsten Titel des römischen Bischofs ist *pontifex* – Brückenbauer. Jeder Priester muss auf seine Weise ein Brückenbauer sein können, um den Zustand der Separiertheit, in dem Menschen sich naturgemäß und aufgrund erbsündlicher Belastung und eigener Schuld vorfinden, auf die Einheit in Christus hin zu überwinden.

Ich betrachte dieses Anliegen noch einmal aus einem anderen Blickwinkel. Die Soziologen machen uns auf die sogenannten Milieubildungen in unserer Gesellschaft aufmerksam. Da wird nach Alter und Beruf, nach Neigung und

Vorlieben, nach Bildung und sozialem Herkommen unterschieden. Gottlob ist die Wirklichkeit immer noch anders als die soziologische Theorie. Aber es leuchtet ein, dass es nicht selbstverständlich ist, wenn ein Vertreter des „Selbstverwirklichungsmilieus“ zusammen mit einem biederen Vertreter des „Harmoniemilieus“ am Sonntag beim Gottesdienst in der gleichen Bank kniet. Dass so viele unterschiedliche Menschen aus dem gleichen Gesangbuch singen, ist eigentlich ein soziologisches Wunder.

Menschen zur Begegnung führen, untereinander und darin zu Gott; Menschen vernetzen können, ohne sie zu gängeln, ohne dabei sublimen Herrschaft auszuüben; Gemeinden formen, die tragfähig und weitmaschig zugleich sind – tragfähig, um die Schwachen darin aufzufangen, und weitmaschig, um die Starken nicht in ihrem Gewissen zu verletzen – das ist das Charisma der „Kybernetik“, des „Vorstehens“, der „Mahnung“, des „Sich-Mühens“ im Weinberg des Herrn (vgl. 1 Thess 5,12), das sind Gaben des Geistes für Gottes Volk, die nur recht äußerlich mit kirchlichen Rechtsnormen umschrieben werden können.

Diese Gabe der Verortung der Glaubenden in Gemeinschaft, in „Kirche“ ist so wichtig, weil der einzelne Gläubige in der pluralistischen Welt von morgen nicht überleben kann ohne eine solche Einbindung in die Kirche. Wir brauchen dringend ein erneuertes Verständnis von Kirche, kein triumphalistisches, aber doch ein Verständnis, das nicht nur ein theologisches Abstraktum ist, sondern das Herz erwärmt!

Es schmerzt mich zutiefst, wenn ich erlebe, dass Menschen, die im Auftrag und Namen der Kirche arbeiten, die Kirche nicht lieben. Bei allem Wissen um Versagen und Schuld auch innerhalb der Kirche wird der Priester von morgen nur als ein lebendiges Werkzeug des *totus Christus* seinen Dienst verrichten können, also des ganzen Christus, der nicht nur Haupt des „Kirchenleibes“ ist, sondern eben auch in seinem Leib, in seiner Kirche in Zeit und Geschichte konkret unter uns gegenwärtig sein und wirken will.

Es bedarf also einer neuen Spiritualität von Kirche-Sein, um Menschen für das Evangelium gewinnen zu können. Der Papst hat dazu in seinem Schreiben „*Novo millennio ineunte*“ (vom 6. Januar 2000) sehr überzeugend (und auch – wie ich meine – mit Herzblut) geschrieben. Ich zitiere einen längeren Passus aus diesem Schreiben:

„Die Kirche zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft machen, darin liegt die große Herausforderung, die in dem beginnenden Jahrtausend vor uns steht, wenn wir dem Plan Gottes treu sein und auch den tiefgreifenden Erwartungen der Welt entsprechen wollen.

Was bedeutet das konkret? Auch hier könnte die Rede sofort praktisch werden, doch es wäre falsch, einem solchen Anstoß nachzugeben. Vor der Pla-

nung konkreter Initiativen gilt es, eine Spiritualität der Gemeinschaft zu fördern, indem man sie überall dort als Erziehungsprinzip herausstellt, wo man den Menschen und Christen formt, wo man die geweihten Amtsträger und Ordensleute und die Mitarbeiter in der Seelsorge ausbildet, wo man die Familien und Gemeinden aufbaut. Spiritualität der Gemeinschaft bedeutet vor allem, den Blick des Herzens auf das Geheimnis der Dreifaltigkeit zu lenken, das in uns wohnt und dessen Licht auch auf dem Angesicht der Brüder und Schwestern neben uns wahrgenommen werden muss. Spiritualität der Gemeinschaft bedeutet zudem die Fähigkeit, den Bruder und die Schwester im Glauben in der tiefen Einheit des mystischen Leibes zu erkennen, d. h. es geht um ‚einen, der zu mir gehört‘, damit ich seine Freuden und seine Leiden teilen, seine Wünsche erahnen und mich seiner Bedürfnisse annehmen und ihm schließlich echte, tiefe Freundschaft anbieten kann. Spiritualität der Gemeinschaft ist auch die Fähigkeit, vor allem das Positive im anderen zu sehen, um es als Gottesgeschenk anzunehmen und zu schätzen: nicht nur ein Geschenk für den anderen, der es direkt empfangen hat, sondern auch ein ‚Geschenk für mich‘. Spiritualität der Gemeinschaft heißt schließlich, dem Bruder ‚Platz machen‘ können, indem ‚einer des anderen Last trägt‘ (Gal 6,2) und den egoistischen Versuchungen widersteht, die uns dauernd bedrohen und Rivalität, Karrierismus, Misstrauen und Eifersüchteleien erzeugen. Machen wir uns keine Illusionen: Ohne diesen geistlichen Weg würden die äußeren Mittel der Gemeinschaft recht wenig nützen. Sie würden zu seelenlosen Apparaten werden, eher Masken der Gemeinschaft als Möglichkeiten, dass diese sich ausdrücken und wachsen kann“ (Nr. 43).

Ein solcher Text zeigt mir, dass unser Papst wohl doch sehr wach wahrnimmt, was den Alltag in unserer Kirche bestimmt!

Ich komme zum letzten Anforderungsprofil des Priesters in einer evangelisierenden Kirche:

IV. Anstifter zur Danksagung werden

Ich sage nichts umstürzend Neues, wenn ich den Priester an seiner Bereitschaft messe, Vorbeter für die Gemeinde und stellvertretend mit dieser zusammen für alle Menschen zu sein. Die Diakone werden vor der Weihe gefragt, ob sie bereit sind, Männer des Gebetes zu werden – zusammen mit dem Volk Gottes und für dieses Volk, aber eben darin für die ganze Welt. Diese Frage hebt auf das Breviergebet ab, zielt aber letztlich auf die ganze Lebensform.

Paulus hat das Nachdenken über seine apostolische Arbeit, die von mancher-

lei Todeszeichen gekennzeichnet war, so zusammengefasst: „Das alles tun wir euret wegen, damit immer mehr Menschen aufgrund der überreich gewordenen Gnade den Dank vervielfachen, Gott zur Ehre“ (2 Kor 4,15).

Diese Bereitschaft, sich von Gottes überreich gewordener Gnade nicht beschämen zu lassen, sondern nun selbst in den Dank der Vervielfältigung der „Kircheneucharistie“ zu treten, ist nach Paulus die Herzmitte einer missionarischen Spiritualität. Ähnliches ist von Jesus selbst zu sagen. Der Ruf Jesu nach Arbeitern für die eschatologische Ernte Gottes ist ein Jubelruf über die Fülle und den Reichtum des Gnadenhandelns Gottes – die Scheunen reichen nicht, die Arbeiter reichen nicht: so unendlich groß ist die Ernte. Das ist eine hoffnungsvolle Vision, kein Lamento über ausbleibende Jünger- oder gar Priesterberufe.

Uns sind die Visionen ausgegangen, darum sind wir so kleinmütig geworden. Uns fehlt die Eucharistie des Lebens, darum bleibt die Eucharistie auf den Altären so ohne Resonanz. Wir feiern die Eucharistie zu oft liturgisch, und wir leben sie zu wenig im Alltag.

Die Priester – und ich beziehe hier auch einmal ausdrücklich die größeren und kleineren Gemeinschaften der Priester ein, die in Zukunft immer wichtiger werden dürften – die Priester werden evangelisierend arbeiten können, wenn sie eine Kompetenz gewinnen, ihr eigenes Leben, ihren eigenen Alltag, vom Computereinsatz bis hin zum Krankenbesuch, als geistliches Hingabe-geschehen zu verstehen.

Für uns Priester besonders gilt, was Paulus in Röm 12,1ff allen Christen empfiehlt: „Ich ermahne euch: Gebt euer Leben, euch selbst, als Opfer, mit dem ihr Gott anerkennt. Weil Gott lebt, gebührt ihm ein lebendiges Opfer, das seid ihr selbst, und so will es Gott. Verändert euch, nicht indem ihr euch dieser Welt anpasst, sondern indem ihr in eurem Innern anders werdet. Lernt zu unterscheiden, was Gott will und was nicht“. Und in Phil 4,12 schreibt Paulus, nachdem er sich bei den Philippern für empfangene Gaben bedankt hat: „Ich habe gelernt, mich in jeder Lage zurechtzufinden. Ich weiß Entbehrungen zu ertragen, ich kann im Überfluss leben. In jedes und alles bin ich eingeweiht: in Sattsein und Hungern, Überfluss und Entbehrung. Alles vermag ich durch ihn, der mir Kraft gibt.“ Das hindert aber Paulus nicht, dennoch für die Gabenpakete aus Philippi dankbar zu sein und auch zu weiteren zu ermuntern!

Evangelisieren heißt ja so viel wie: Das ganze Leben in den Horizont der Osterbotschaft einzuordnen, dem Licht des Auferstandenen auszusetzen. Die Realitäten bleiben. Der christliche Glaube verzaubert nicht, auch nicht die Alltagsarbeit des Priesters. Aber dieser Glaube beleuchtet, er setzt ins rechte Licht, er „fermentiert“ das Ganze der Wirklichkeit, damit diese für Gott wohlgefällig und für die Menschen schmackhaft wird.

Die Kraft zu einer solchen Welt- und Lebenssicht ist nicht allein durch Worte vermittelbar. Dazu bedarf es existentieller Einweisung – so wie vergleichsweise auch andere Werte und Werthaltungen nie einseitig rational, über den Kopf, durch intellektuelle Durchdringung und Erfassung allein vermittelt werden. Von Werten muss man hingerissen sein – und wenn das durch Kontrasterfahrungen geschieht. „So etwas soll mir nicht noch einmal passieren!“ Das ist oft ein wirksamerer Einstieg in eine Lebensänderung als viele gute Vorsätze. Einfache Lebenserfahrungen, konkrete Personen, besonders aber „Zeugen“ machen auf Werte aufmerksam und bewirken, dass andere diese für sich übernehmen, aber eben dann nicht in sklavischem Drill, sondern als eigene freie Entscheidung. So und nicht anders wird auch eine vom Evangelium durchtränkte Lebenshaltung weitervermittelt. Der Glaube entzündet sich nicht an Papier, sondern am Glauben anderer neben mir. Meine Fähigkeit zur Danksagung wächst am Vorsprechen der Danksagung in Wort und Lebenstat durch andere.

Als Papst Johannes XXIII. noch Patriarch in Venedig war, soll er einmal einen verlotterten Priester aufgesucht und gebeten haben: „Ich will bei dir beichten.“ Es gibt einen Zusammenhang zwischen dem ungeistlichen Leben des Priesters und dem ungeistlichen Leben der Getauften und Gefirmten. Aber es gibt auf jeden Fall auch einen solchen Zusammenhang im positiv-geistlichen Sinn: Es gibt Förderung durch (An-)Forderung. Wer andere einweihen darf in ein Leben aus der Kraft der Nachfolge Christi, wird daraus immer auch für sich selbst Früchte ernten. Das mag uns in unserer eigenen Schwachheit als Priester trösten.

Ich deute wenigstens noch an, was dieses vierte Anforderungsprofil für die Priester konkret bedeutet. Mehr noch als früher wird in Zukunft der geistlich und menschlich einsame Priester gefährdet sein. Priesterliche Gemeinschaft, Verortung des eigenen Glaubens in einer Weggemeinschaft von Priestern und Laienchristen, Erfahrungen des gegenseitigen Gebens und Nehmens in geistlichen Dingen werden für den Priester überlebensnotwendig. Was bei Ausbildung und Begleitung sowie bei der Gestaltung der Rahmenbedingungen der priesterlich-seelsorglichen Arbeit in diesem Sinne verbessert werden kann, muss Bischöfe und Bistumsverantwortliche, aber auch unsere Gemeinden immer wieder neu beschäftigen. Auch im Blick auf die heute so notwendige Kooperationsfähigkeit in der Seelsorge ist diese geistliche Transparenz der Priester für andere, ihre Einbindung in einen personalen WIR-Raum des Glaubens von großem Gewicht.

Ich fasse meine Überlegungen mit dem Hinweis auf Apg 1,15ff zusammen. Bei der Nachwahl für den Kreis der Zwölf wird für den ausgeschiedenen Judas Iskariot ein Mann gesucht, der zusammen mit den übrigen Aposteln Zeuge

der Auferstehung sein sollte. Den irdischen Jesus gekannt zu haben, reichte nicht aus. Wer Apostel Jesu Christi sein soll, muss ein Osterzeuge sein. Ich meine, das gilt auch für den Priester.

Mit diesem „Anforderungsprofil“ ist eigentlich alles gesagt, was zu dem Thema dieses Vortrags gesagt werden kann. Wenn wir Priester Osterzeugen sind, wird die ganze Kirche österlicher. Und ich wiederhole noch einmal diesen Satz: Wer voll Freude ist über das, was er sein darf, kann spielend leicht handeln – auch als Priester im 21. Jahrhundert.

¹ Vgl. LThK 3. Auflg. Bd. IV, 1012

² K. Berger / Ch. Nord

³ ebd.

⁴ ebd.

⁵ ebd.

⁶ in: Die Zukunft der Bildung, hrsg. von N. Killius u.a., Frankfurt a.M. 2002, 72

Peter Klasvogt

Priester für das 21. Jahrhundert

Resümee, Reflexion, Reformansätze

Wird es sie noch geben: Priester im 21. Jahrhundert? Wie werden sie ihrem Auftrag und ihrer Sendung gerecht in einer von manchem Zeitgenossen als postchristlich apostrophierten Zeit? Die Teilnehmer des Paderborner Symposions waren sich einig: Es wird auch morgen noch Priester geben. Ja, es braucht sie dringender denn je, als Anwälte der leidenschaftlichen Liebe Gottes zu den Menschen.

Dies schmälert nicht die Herausforderung, nach dem Leitbild priesterlicher Existenz in den derzeitigen Umbrüchen und Friktionen von Kirche und Gesellschaft zu fragen und kritisch zu beleuchten, ob und wie Priesterkandidaten heute optimal auf ihre Aufgabe vorbereitet werden. Die gebündelte Fachkompetenz, welche die Vertreter aus Diözesen, Orden und sog. Neuen Geistlichen Gemeinschaften in das Symposion einbrachten, machte es möglich, ein ziemlich genaues Bild von dem tatsächlichen Stand der Priesterausbildung zu zeichnen und Vorschläge und Reformansätze für deren Optimierung zu erarbeiten. Dabei lag allen Beratungen die Überlegung zu Grunde, welche Signalwirkung bzw. Ausstrahlung auf potentielle Interessenten und Bewerber ausgehen.

Der folgende Beitrag gibt einen Überblick über die Ergebnisse der Tagung und zeigt Ansätze auf für eine deutlichere Profilierung, Professionalisierung und Positionierung des Priesters in der kirchlichen wie gesellschaftlichen Öffentlichkeit.

I. Im Zeichen der Kontinuität Zur priesterlichen Identität in gewandelter Zeit

Was ist der Priester, und was ist seine Aufgabe? Angesichts der theologischen Neubestimmung im Zweiten Vatikanischen Konzil und der gesellschaftlichen Umbrüche, denen das priesterliche Amt seit 1968 ausgesetzt ist, zumal unter dem Eindruck des rasanten Gläubigen-, Priester- und Geldmangels, der sich in den Ortskirchen Westeuropas vollzieht, stellt sich die Frage nach der Identität des Priesters mit entscheidender Dringlichkeit. Vor diesem Hintergrund sind auch die amtstheologischen Präzisierungen zu verstehen, die auf dem Symposion in Vorträgen, Arbeitsgruppen und vielen Randgesprächen auf ihre Realitätsnähe und Praxisrelevanz hin diskutiert und verifiziert worden sind. Es ist der Versuch, die *Essentials* priesterlicher Existenz und Standards priesterlichen Dienstes so präzise zu fassen, dass sich daraus Arbeitsaufträge für die Profilierung der Priesterausbildung wie auch für die Gestaltung des Werbeprofils ableiten lassen.

Radikale Vergewisserung

Angesichts der weitgehenden Verunsicherung der Amtsträger (und potentieller Kandidaten) sowie ihrer Infragestellung braucht es heute mit besonderer Dringlichkeit eine Vergewisserung der Wurzeln priesterlicher Identität: der Berufung und Sendung durch Christus selbst, der durch den Priester in der Gemeinde präsent sein will. Wenn daher der Priester Christus als das Haupt der Kirche repräsentiert, so nicht im Sinne der Stellvertretung eines Abwesenden, sondern als Hinweis auf den anwesenden Christus. (Faber)¹ Von ihm, Jesus Christus, allein kann sich der Priester definieren, und von Christus ganz in Anspruch genommen soll der Priester mit seiner ganzen Existenz auf Christus hinweisen und die Gläubigen auf ihn als die Mitte gläubiger Existenz wie geistlicher Gemeinschaft ausrichten. Insofern steht der Priester unbeschadet der objektiven Christusrepräsentation immer auch in bleibender Differenz zu seinem Ursprung und Urbild, wobei der christologische Verstehensschlüssel allerdings pneumatologisch-trinitarisch zu weiten ist (Hilberath). Als Repräsentant Christi ist der Priester, bei aller Unzulänglichkeit, Zeuge des Vaters und hat den Auftrag, in den Beziehungen zu den Menschen die *Communio des Geistes* zu stiften und zu fördern (Bode).

Existenzielle Aneignung

Obwohl der mit der Weihe verbundene objektive Zuspruch den Priester von dem Druck entlastet, alles aus eigener Kraft leisten zu müssen, bleibt der Anspruch der persönlichen Aneignung der Christusförmigkeit (Faber): „Was du verkündest, erfülle im Leben!“² und: „Ahme nach, was du vollziehst ...!“³ Die Aufforderung zur existenziellen Aneignung der Christusrepräsentation, jeweils an ganz pointierter Stelle in der Weiheliturgie, mag dem Kandidaten als Zu-Mutung erscheinen und darf doch weder minimiert noch relativiert werden. Sie ist letztlich nur einzulösen in dem Bewusstsein, dass die Differenz zwischen der Größe des Amtes und der Grenze des eigenen Existenzvollzugs in Demut auszuhalten und vor Gott zu tragen ist. Hier erschließt sich letztlich die innere Notwendigkeit, sich selbst je neu im Bußsakrament dem Erbarmen Gottes anheim zu stellen (Grocholewski). Zugang zum lebendigen Gott wird nur ermöglichen und fördern, wer selbst mit Gott vertraut ist. Das ist auch die Erwartung der Gemeinde an den Priester vor all seinen Fähigkeiten, Kompetenzen und Qualifikationen, dass er als ein „Mann Gottes“ aufgrund persönlicher Gotteserfahrung beauftragt und befähigt ist, die Gemeinde „auf der Spur des Evangeliums“ zu halten (Zulehner). Weil der Priester selbst „gotterfahren“ ist, wird er die „Gottesträchtigkeit“ des Lebens spüren und von ihr künden können. Weil er selbst ein Betender ist, wird er andere zum Beten anleiten können. Weil er ein Zeuge des Auferstandenen ist, wird er Gottes Heilswirken feiern und die Gemeinde in der Gegenwart Gottes sammeln können (Mödl). Dies wird seinen Ausdruck nicht zuletzt in der würdigen Zelebration gottesdienstlicher Feiern (*ars celebrandi*) finden (Hillenbrand).

¹ Soweit sich Beiträge aus den Arbeitskreisen zuordnen lassen, werden die Autoren hier und im folgenden namentlich genannt.

² Pontifikale I: Die Feier der Diakonenweihe, Nr. 41.

³ Pontifikale I: Die Feier der Priesterweihe, Nr. 38.

Geistliche Prägung

Es stimmt bedenklich, wenn der Eindruck entsteht, bei Priestern sei der „spirituelle Hunger“ oft nur unzureichend vorhanden. Mit dem ersten und wichtigsten Anforderungsprofil an den Priester, Geistlicher zu sein, ist auch vornehmliche Bildungsauftrag für die Konvikte und Seminare beschrieben: Die angehenden Priester sollen auf ihrem Ausbildungsweg zu Experten in den *rebus divinis* werden und zwar aufgrund persönlicher Anschauung und Erfahrung. Daher ist in der Priesterausbildung eine existentielle Auseinandersetzung und Aneignung spezifisch priesterlicher Spiritualität geboten. So darf sich das persönliche Gebet des Kandidaten nicht nur auf das Einüben und Absolvieren des *Stundengebets* beschränken. Wenn Priesterkandidaten heute oft eine positive Affinität zu traditionellen Frömmigkeitsübungen, zu festen Formen, Riten oder Zeiten haben, bedarf es kluger Hinführung, damit sie die überkommenen Formen und Gewohnheiten auch inhaltlich füllen und geistliche Quellen erschließen lernen, aus denen sich die persönliche Gottesbeziehung und eine Spiritualität im Alltag speist. Dies könnte z.B. neben den klassischen Exerzitien auch in gut begleiteten „Exerzitien im Alltag“ gefördert werden. Aus diesem Grund kommt der pastoral-liturgischen Ausbildung und der Ausgestaltung der gottesdienstlichen Feiern in den Konvikten und Seminaren in frömmigkeitsprägender wie stilbildender Sicht ebenfalls hohe Bedeutung zu. Neben den klassischen Themen der Aszetik dürfte ein weiterer Schwerpunkt in der „Biographiearbeit“, dem Aufspüren der Spuren Gottes im eigenen Leben, liegen.

Der geistlichen Ausbildung und Begleitung der angehenden Priester kommt somit wesentlich die Aufgabe zu, auf eine echte und tiefe Verwurzelung der Kandidaten im Christusgeheimnis hinzuzielen, ohne der Versuchung klerikaler Selbstüberhebung Vorschub zu leisten. Dies erweist sich angesichts der allgemeinen Rollenunsicherheit so wie der häufig anzutreffenden Reifungsverzögerung der Kandidaten als ausgesprochen schwierige Gratwanderung. Gleichwohl bleibt es Ziel und Aufgabe der Priesterausbildung, die Kandidaten zu jener *Freiheit in Christus* (vgl. Gal 5,1) zu führen, die in der Christusverbundenheit gründet. Wer sich der Würde seiner Berufung gewiss ist, der kann ohne klerikale Attitüden und triumphalistische Allüren jedem in der Gesinnung Christi begegnen: „Ich bin unter euch wie einer, der dient“ (Lk 22,27).

Ministerielle Einstellung

Wer sich vom lebendigen Gott in Dienst nehmen lassen will, muss auch zuinnerst dessen Leidenschaft für die Menschen teilen. Die Identifikation mit Christus und seiner Sendung ist daher Voraussetzung für den Dienst am Evangelium. Es stimmt daher bedenklich, wenn sich Priester, möglicherweise unter dem Eindruck zunehmender Führungsaufgaben, auch in ihrer persönlichen Lebensgestaltung wie profane Führungskräfte verstehen (und benehmen) und Gefahr laufen, die Menschen auf der Verliererseite des Lebens, die Armen und Kleinen des Evangeliums, zu denen sich Jesus in besonderer Weise hingezogen fühlte, aus dem Blick zu verlieren. Wenn der evangelische Rat der Armut bzw. eines einfachen Lebensstils für priesterliches Selbstverständnis nicht mehr stilbildend ist, dürfte das geistliche Amt einen (weiteren) Glaubwürdigkeitsverlust erleiden. Dem müsste bereits die Seminausbildung entschieden entgegenwirken. Eines der Kernthemen der Priesterausbildung ist diesbezüglich die Wahrung von Individualität und Originalität des Amtsträgers bei gleichzeitiger

Einbindung in das überpersönliche Amt und seiner repräsentativen Funktion. Angesichts wachsender Anspruchshaltungen bzw. der verstärkten Neigung zur Selbstdarstellung muss bereits den Priesterkandidaten transparent und einsichtig gemacht werden, dass Lebensführung und Lebensstil des (künftigen) Amtsträgers keineswegs nur Ausdruck des je persönlichen Lebensgefühls, sondern in fundamentaler Weise auch dem seelsorglichen Auftrag geschuldet ist, deshalb Vorbildcharakter besitzt und Identifikation ermöglichen soll. Um der Glaubwürdigkeit seiner Verkündigung und pastoralen Tätigkeit willen ist daher vom Priester ein hohes Maß an Integrität, Authentizität und Solidarität verlangt. Seine institutionelle Einbindung entlastet ihn außerdem von der sonst geforderten und überfordernden Virtuosität und schützt ihn vor eigener Überschätzung. Insofern ist Institutionalität eine Hilfe zur „Berechenbarkeit“, die in einer instabilen Gesellschaft und bei einem diffundierenden Priesterbild zum gegenwärtigen Zeitpunkt ein hohes Gut ist (Zulehner).

Priesterlicher Lebensstil

Auf der Tagung herrschte weitgehende Einmütigkeit, dass die zölibatäre Lebensform des Amtsträgers in besonderer Weise geeignet ist, die spirituelle Dimension der Christuskirche zur Darstellung zu bringen. Doch gerade weil der Zölibat letztlich nur aus einer geistlichen Haltung heraus und in innerer Bejahung erfüllend gelebt werden kann, muss die Lebensentscheidung der angehenden Priester auch unter humanpsychologischen Gesichtspunkten betrachtet und begleitet werden. Persönlichkeitsrelevante Bereiche wie insbesondere die Sexualität sind nicht Vorfeld oder Randbereich der spirituellen Ausbildung, sondern verlangen nach einer vollen Integration bzw. Bearbeitung (Brantzen).

Zu einem gelingenden zölibatären Leben gehört nicht zuletzt der Aspekt priesterlicher Lebenskultur und die Frage nach möglichen Konkretionen der priesterlichen Lebensform, damit dieser Lebensentwurf überhaupt gelingen kann. Hier sind Freundschaften, Priestergemeinschaften sowie verschiedene Formen gemeinschaftlichen Lebens (*vita communis*) unter Priestern, aber auch mit Menschen in der Gemeinde (Bode), zu suchen und zu fördern (Algermissen). In diesem Zusammenhang wird man fragen müssen, wo der Priester „Wahlheimaten“ finden kann, da überkommene Strukturen wie der sog. *Dies* oder das *Konveniat* heute oft nicht mehr greifen.

Der priesterlich-zölibatäre Lebensstil muss eingeübt und kultiviert werden, was nicht nur die Ebene der Sexualität tangiert. Als eine kultivierte Gemeinschaft (*urbanitas*) muss das Priesterseminar⁴ dem einzelnen Kandidaten helfen, die unumgängliche Erfahrung des Alleinseins anzunehmen und positiv zu gestalten, eine letzte Einsamkeit auch auszuhalten und geistlich durchzutragen. Darüber hinaus kann die Seminarerziehung den einzelnen durchaus geschmacks- und stilbildend prägen und durch die Anleitung zu Selbstorganisation sowie der Ausprägung von Lebensordnungen bzw. die Einübung von Riten der Gefahr künftiger männlich-junggesellenhafter Verwahrlosung entgegenwirken (Mödl).

⁴ Nicht in jeder Diözese wird zwischen einem Theologenkonvikt (für die Studienphase der Priesterausbildung) und einem Pastorseminar (für die Phase der Vorbereitung auf die Diakonen- bzw. Priesterweihe) unterschieden. Daher wird der Begriff „Seminar“ im folgenden im Sinne eines (beide Ausbildungsphasen umgreifenden) „Vollseminars“ synonym auch für den ersten Ausbildungsabschnitt verwandt. Entsprechend wird der Begriff „Seminarist“ synonym für „Priesterkandidat“ in allen Phasen der Priesterausbildung gebraucht.

Pastorale Leidenschaft

Der missionarische Auftrag der Kirche gilt nicht nur den Priestern und hauptamtlich bestellten Zeugen. Alle Christen müssen auf der Grundlage des *Allgemeinen Priestertums* Zeugen des Evangeliums sein, wobei das priesterliche Amt die Gläubigen in besonderer Weise in ihrer Berufung stärken und für ihre Sendung rüsten, „wachen und nähren“ soll (Wanke). Dazu muss der kirchliche Amtsträger zuallererst allerdings mit den Menschen, ihrem Lebensgefühl und ihren Lebenswelten vertraut sein. „Wir brauchen das Glaubensgespräch an den Küchentischen und in den Kinderzimmern“ (Wanke). Es wird neben der Verkündigung des Evangeliums und der Feier der Sakramente, besonders der Eucharistie, eine wesentliche Aufgabe des Priesters sein, in der Perspektive des Gemeindeaufbaus die lebendigen Zellen der Gemeinde zu entdecken, sie zu fördern und zur Einheit zusammenzuführen (Algermissen).

Vor dem Hintergrund der spezifischen Aufgaben des Priesters in einer Welt, die immer mehr auf reine Diesseitigkeit ausgerichtet ist und sich darin eingerichtet hat, müsste es im Sinne einer Matrix priesterlichen Dienstes dessen leidenschaftliches Anliegen sein, den Menschen in der bunten und verwirrenden Vielfalt ihrer Daseinserfahrungen „den Himmel offen zu halten“ (Zulehner). Wenn das Leben von vielen Zeitgenossen nur mehr als „letzte Gelegenheit“ (Marianne Gronemeyer) begriffen wird und sie damit einem unmenschlichen Zwang zum Genießen- und Auskosten-Müssen ausgesetzt sind, steht der zölibatäre Priester allein schon mit seiner Existenz für die Dimension eines umfassenden, ewigen Lebens. Spiritualisierung und Diakonisierung der Seelsorge sind daher das Gebot der Stunde. In einer zunehmend instabiler werdenden medialen Gegenwartskultur braucht es die Unterbrechung des Alltags im Kult und in der Anbetung, gibt es die Sehnsucht nach dem menschlich annehmenden und bergenden „Obdach für die Seele“ (Zulehner), sind soziale und personale Netzwerke gefragt – kurz: eine kulturelle Kontrafaktizität um der Menschlichkeit willen. Die Kirche unserer Tage müsste sich in besonderer Weise dadurch hervortun, dass sie Leben und Leiden der Menschen kennt und ihr pastorales Handeln daran ausrichtet. Leidkennendes und prophetisches Handeln ist gleichzeitig prioritär priesterliches Handeln. Wenn mithin Rituale, insbesondere an den Lebenswenden, für die Menschen heute so wichtig sind, ist es tragisch, dass Priester jene Riten in ihrer existentiellen Bedeutsamkeit für die Menschen oft verkennen und sich ihnen versagen bzw. aufgrund anderer pragmatischer Erfordernisse des priesterlichen Alltags weder Zeit und noch Kraft finden, diese Rituale mit der gebotenen Sorgfalt zu gestalten und damit in ihrem Dienstamt prägend zu wirken. Eine „Ritendiakonie“ (aber eben kein „Glaubens-TÜV“), die dagegen die pastorale Chance wahrnimmt, das Leben im Licht des christlichen Glaubens zu deuten, könnte so zu „Sternstunden“ priesterlichen Handelns führen (Zulehner).

Wenn Priesterkandidaten im Laufe ihrer Ausbildung etwas von der Leidenschaft Gottes für die Menschen erahnten und für ihr seelsorgerliches und priesterliches Selbstverständnis internalisierten, müsste der Priester auch in Zukunft weder um einen binnenkirchlichen Autoritäts- noch gesellschaftlichen Bedeutungsverlust besorgt sein. Sein Dienst würde im Gegenteil auf neue Weise ansteckend und ausstrahlend sein. Dazu braucht es aber ein anspruchsvolles Programm der Zurüstung, Befähigung und Begleitung. Gute Ansätze und strukturelle Erfahrungen gibt es hierzu reichlich.

II. Die Signale stehen auf Veränderung

Zur Profilierung der Priesterausbildung

Auch wenn die Qualität der Priesterausbildung im deutschsprachigen Raum zuletzt durch die apostolische Seminarvisitationen der 90-er Jahren im Wesentlichen bestätigt wurde, bleibt die Frage, welche nachhaltige Prägung die Priesterkandidaten für ihr Leben bekommen. Nicht minder interessiert die Frage, welche Signale vom derzeitigen Ausbildungs- und Begleitungssystem auf potentielle Bewerber ausgehen. 86% der Konferenzteilnehmer, alle in verantwortlicher Stellung im Kontext der Priesterausbildung, schätzen den Veränderungsbedarf in der Priesterausbildung eher hoch ein⁵: eine unübersehbare Aufforderung, die Priesterausbildung insgesamt auf den Prüfstand zu stellen. Wie sich zeigen wird, gibt es bereits viele gültige, trag- (oder ausbau-) fähige Erfahrungen und Reformansätze.

Perspektivenwechsel: von der System- zur Persönlichkeitsorientierung

Das Paderborner Symposium ließ keinen Zweifel daran, dass in weiten Bereichen der Priesterausbildung ein Perspektivenwechsel bereits stattgefunden hat. Als Maßstab für Beratung und Begleitung, Forderung und Förderung - so die durchgängige Überzeugung - hat das wohlwollende Interesse am Kandidaten zu gelten (Winterholer). Dieser Ansatz berücksichtigt die Individualität des Kandidaten, seine Lebenserfahrung und Lebensgeschichte, schätzt seine Ideale, sein Engagement und seine Dienstbereitschaft, nimmt aber nicht minder Grenzen und Verletzungen, Fragen und Zweifel ernst. Das bedeutet keineswegs, dem Kandidaten alle Wünsche zu erfüllen, wohl aber, mit ihm – und nicht gegen ihn - Ziele und Perspektiven des Wachstums und der Förderung seines individuellen Ausbildungsweges zu erarbeiten (Thönnies).

Um Missverständnissen vorzubeugen: Das Interesse am Priesterkandidaten und die Bereitschaft, ausgehend von seiner „Mitgift“ den Ausbildungsweg zum Priestertum in der konkreten Ortskirche zu konturieren, mindert keinesfalls die Notwendigkeit, den Kandidaten ernsthaft zu prüfen. Es sollen weder Standards der Priesterausbildung aufgelöst noch Ansprüche die nivelliert werden. Eine personenorientierte Perspektive verlangt im Gegenteil die Bereitschaft, in einen Begleitungsprozess einzutreten. Dies bedeutet, den Kandidaten auf den priesterlichen Beruf hin zu entwickeln und zu entfalten sowie seine Integration in die Pastoral und in das Presbyterium der Ortskirche zu fordern und zu fördern.

Damit zielt schon bei der *Eingangsberatung* das prioritäre Interesse nicht auf die Anpassung des Kandidaten an das überkommene (und in vielem bewährte) System der Ausbildung und die Einpassung in die traditionellen Seminarstrukturen. Vielmehr wird eine Beratung „*ad personam*“ (nicht *ad domum*), die bei den humanen, spirituellen, intellektuellen und pastoralen Ressourcen ansetzt, nach dem Entwicklungspotential fragen und über Fördermöglichkeiten nachdenken. Diesbezügliche Erfahrungen aus den USA, insbesondere

⁵ Vgl. Christoph Jacobs, erster Beitrag ...

die Einführung eines *vocational directors* bzw. *formation advisers*, wurden auf dem Symposium aufmerksam und mit großer Sympathie zur Kenntnis genommen.⁶

Die positiven Erfahrungen ermutigen zu ähnlichen Ansätzen und Entwicklungen auch im deutschsprachigen Raum, erfordern jedoch konkrete Maßnahmen und Absprachen. Die Konsequenz, mit der etwa in den USA Priester für diesen Dienst qualifiziert und entsprechend eingesetzt werden⁷, wirft die Frage auf, welchen „Preis“ man hierzulande zu zahlen bereit wäre, um der vielfach beschworenen Priorität der Förderung geistlicher Berufe auch tatsächlich Ausdruck und Gewicht zu verleihen. Hier bedarf es voraussichtlich noch großer Kraftanstrengungen und intensiver Überzeugungsarbeit.

Paradigmenwechsel: Von uniformen zu pluriformen Ausbildungswegen

Mit der Option, die Persönlichkeit des einzelnen, seine menschliche Entfaltung, sein geistliches Wachstum, sein theologisches Denken und sein pastorales Interesse nach Kräften zu fördern, erhebt sich die Frage nach den geeigneten Rahmenbedingungen. Nimmt man Pluralität, Diversität und Komplexität der lebens- und berufungsgeschichtlichen Hintergründe der Bewerber ernst, führt dies in der Konsequenz auch zu differenzierten Ausbildungsformen und –wegen.

Anstatt die mangelnde Integrationsfähigkeit der jungen Theologen in die vorgegebenen traditionellen Seminarstrukturen zu beklagen, so der Tenor, sei es durchaus einen Versuch wert, am Lebensgefühl heutiger Bewerber anzusetzen und die klassische Seminausbildung etwa um kleinere gemeindenahe Ausbildungskommunitäten zu ergänzen (nicht zu ersetzen).⁸ Erfahrungen (z.B. Paris, Madrid) belegen, dass das Leben in kleineren Gemeinschaften gegenüber dem der großen Seminarkommunitäten an Intensität und Verbindlichkeit in keiner Weise zurückstehen muss, im Gegenteil.⁹ Zwar sind diese alternativen Ausbildungsformen vergleichsweise personalintensiv, doch erscheint die „Investition“ mit Blick auf das Ergebnis gerechtfertigt und verantwortbar.

Die Entwicklung zu differenzierten Ausbildungswegen ist im Prinzip ohnehin nichts Neues, wie ein Blick auf die (deutsche) Seminarlandschaft verrät. Neben dem regulären Diplomstudiengang an einer Theologischen Fakultät in Verbindung mit dem Leben in einer Seminargemeinschaft haben sich längst weitere Ausbildungswege etabliert. So gibt es mittlerweile ein differenziertes Seminarangebot, das Ausbildungsgänge für Abiturienten, für

⁶ Um die persönliche Beratung und Begleitung vom Erstkontakt bis zur Priesterweihe zu gewährleisten, gibt es in vielen Ortskirchen in den USA den *vocational director*. Als Diözesanbeauftragter bestimmt er im Gespräch mit dem Kandidaten die Ausgestaltung der Bewerbungsphase und den Zuschnitt des Ausbildungsweges. Ähnlich der *formation director* (bzw. *adviser*), der in regelmäßigen Abständen mit dem Kandidaten die kurz-, mittel- und langfristigen persönlichen Ausbildungsziele bespricht und die Einhaltung der Vereinbarungen im Blick hat. Vgl. Tapken 3 und 6.

⁷ Diözesen ab 100.000 Katholiken sind gehalten, mindestens einen Priester ausschließlich für den Dienst des *vocational directors* freizustellen. Vgl. Tapken, 6.

⁸ Z.B. (fakultativ) während der ersten zwei Studienjahre.

⁹ Ähnlich positive Erfahrungen lassen sich in der Diözese Münster für das sog. Ahlener Modell nachweisen. Die Attraktivität dieses Ausbildungsganges rührt zu einem nicht geringen Teil aus dem Gemeindebezug.

Kandidaten mit einem akademischen Beruf und eine praxisorientierte Ausbildung für Kandidaten mit abgeschlossener nichtakademischer Berufsausbildung vorsieht.¹⁰

Bei aller gebotenen Differenzierung muss allerdings - wie verschiedentlich erwähnt - die emotionale Bindung und strukturelle Einbindung der Priesterkandidaten in die jeweilige Heimatdiözese gewährleistet sein. Dies geschieht z.B. durch regelmäßige „Theologentage“, an denen sich die Kandidaten aus den verschiedenen Ausbildungswegen kennenlernen und wieder sehen, durch Praktika und diverse Kurseinheiten im eigenen Bistum, wenn möglich auch durch die Zusammenführung der verschiedenen Ausbildungswege in einer letzten Ausbildungsphase im diözesanen Pastorseminar, wo die Formung des Weiehkurses bzw. die Integration in das Presbyterium erfolgt. Diesbezüglich gibt es in vielen Diözesen bereits eine bewährte Praxis, wobei ein Blick auf die französische Kirche weitere Anregungen und Erfahrungswerte bieten kann (Stenger).

Lebensraum Priesterseminar: Balance zwischen Freiheit und Gemeinschaft

Alles, was wächst, wächst in Freiheit. Die hohen personellen und finanziellen Investitionen in die Aufrechterhaltung der Seminarstruktur „rechnen“ sich nur, wenn Konvikte und Seminare tatsächlich „Freiheitsräume“, Orte menschlichen und geistlichen Wachstums und Reifens sind („*seminarium*“). Priesterseminare bzw. Theologenkonvikte müssten im Ruf stehen, den Kandidaten optimale Lebenschancen für die persönliche Entwicklung in geistiger, geistlicher wie gesamt menschlicher Hinsicht zu geben und ihnen ein Hochmaß an individueller Begleitung und Förderung zuteil werden zu lassen. Gleichmaßen eröffnet das Seminar den heutigen, auf Identitätssicherung und verlässliche Orientierung bedachten Priesterkandidaten in einem traditionellen Rahmen einen Raum der Geborgenheit und Gemeinschaft: Gleichgesinnte, mit denen sie inmitten ihrer besonderen Diasporasituation (z.B. in der eigenen Altersgruppe) Berufungsintuition wie Lebensausrichtung teilen. So ist ihnen eine schrittweise Überprüfung und Vertiefung der eigenen Entscheidung sowie ein graduelles Hineinwachsen in die priesterliche Identität innerhalb eines ekklesialen Kontextes möglich. Es wäre fatal, wenn die Lebensordnungen der Konvikte und Seminare primär unter dem Gesichtspunkt von Regeln, Vorschriften und Verboten begriffen und die Ausbildungsstätten von den Kandidaten vornehmlich als Durchgangsstation und notwendiges Übel zur Erreichung der Priesterweihe erachtet würden.

Wachstumsorientierter Leitbildprozess: Phasen der Ausbildung

¹⁰ Das Studienkolleg St. Lambert (Lantershofen) sowie das Collegium Rudolphinum (Heiligenkreuz) stehen älteren Bewerbern mit abgeschlossener Berufsausbildung offen. Zu ähnlichen Bedingungen werden Priesterkandidaten nach dem sog. Ahlener Modell (Münster) in gemeindlichen Ausbildungskommunitäten in Verbindung mit einem Fernstudium auf den priesterlichen Dienst vorbereitet; die Hochschule St. Georgen (Frankfurt), das Collegium Georgianum (München) oder das Collegium Germanicum et Hungaricum (Rom) nehmen Priesterkandidaten aus allen deutschsprachigen (und ungarischen, slowenischen und kroatischen) Diözesen auf. Weitere Ausbildungswege beziehen das Studium an einer Fachhochschule mit ein. In Einzelfällen empfiehlt sich auch der Synodalstudiengang; weitere Überlegungen zielen auf die Schaffung eines Postgraduiertenkollegs.

Differenziertes Handeln in der Ausbildungsfrage setzt globales, überdiözesanes Denken voraussetzt (Ackermann). Nicht jede Diözese kann und muss in eigener Regie alle Ausbildungswege anbieten. Dies wird auch im Hinblick auf diözesanübergreifende Kooperationen, etwa in Regionalseminaren, zu bedenken sein. Wichtiger als die in eigener Regie durchgeführte Ausbildung, so die sich durchsetzende Erkenntnis, ist eine inhaltliche Abstimmung unter den verschiedenen Ausbildungsträgern. Dazu gehören eine konsensuale Verständigung über das Priesterbild mit Zielen und Inhalten der Ausbildung, ein Leitbild für Priesterseminare sowie Qualifikationsstandards für Ausbildungsverantwortliche. Erst dann lassen sich die verschiedenen Ausbildungsphasen vom Erstkontakt der Kandidaten bis zur Priesterweihe in den Blick nehmen.

Bewerbungsphase: Orientierung, Annäherung, Verifizierung

Der Eintritt in eine Seminargemeinschaft stellt für viele Kandidaten eine hohe Schwelle dar. Ältere Kandidaten mit Berufserfahrung oder anderen akademischen Abschlüssen haben aufgrund ihrer entsprechenden Lebenserfahrung in der Regel ihren persönlichen Lebensstil gefunden, der sich nicht ohne weiteres umstellen und mit dem Tagesablauf eines Theologenkonvikts oder Priesterseminars in Einklang bringen lässt. Die unterschiedliche katechetische und spirituelle Vorbildung bzw. Vorerfahrung macht oft einen längeren Prozess der Annäherung, der Begleitung und Beratung notwendig, ehe ein Kandidat in das standardisierte Ausbildungsprogramm eingeführt werden kann.

Im Vorfeld der Seminarausbildung sollte daher über eine engere Vernetzung der Seminare mit den Diözesanstellen „Berufe der Kirche“ nachgedacht werden, wobei es nahe liegt, die Interessenten am Priesterberuf in eigenen *Bewerberkreisen* oder Bezugsgemeinschaften¹¹ berufs- bzw. ausbildungsbegleitend zusammen zu fassen, um so ein gegenseitiges Kennenlernen der unterschiedlichen Berufswege und –intuitionen zu ermöglichen. Hier ist auch der Ansatzpunkt für eine qualifizierte gemeinsame Vorbereitung sowie individuelle Begleitung durch eigens hierfür freigestellte Priester.

Im Interesse einer umfassenden menschlich-affektiven Reifung ist eine frühzeitige qualifizierte Beratung und Begleitung wünschenswert. Diese Einsicht sollte bereits in der Bewerbungsphase zu strukturellen Konsequenzen und einheitlichen Standards bei Aufnahme und Begleitung von Priesterkandidaten führen. Dazu zählen eine qualifizierte *Eignungsdiagnostik und –beratung* sowie eine nicht defizit- sondern ressourcenorientierte *psychologische Begleitung* im Laufe der verschiedenen Ausbildungsphasen.¹² Dies gelingt nicht ohne ein abgestimmtes Vorgehen unter den Diözesen. Entsprechend positive Erfahrungen liegen bereits vor.¹³

Eine gezielte Eignungsdiagnostik, die in der Regel auf Persönlichkeits- und Leistungstests, simulationsgerechten Verfahren (z. B. Praktika) sowie einer biographischen Analyse beruht, „empfiehlt sich insbesondere um des Kandidaten willen“¹⁴. Sie ist nicht nur für die Zulassung, sondern auch für die weitere Förderung und Begleitung von Priesterkandidaten in der

¹¹ Vgl. Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Pastores dabo vobis* (PDV), 1992, Nr. 64.

¹² Hierzu ist auch ein Dokument der Bildungskongregation mit diesbezüglichen Empfehlungen in Vorbereitung.

¹³ Z.B. Argentinien, USA. Für ältere, in der Regel berufstätige Bewerber für das sog. Ahlener Modell (Münster) ist die psychologische Eignungsuntersuchung im eigenen Interesse obligatorisch.

¹⁴ Baumgartner, 17/18

Ausbildung von Bedeutung. Überdies könnte „von einer systematischen Eignungsdiagnostik (...) auch ein Qualifizierungssignal für Bewerber, für Theologiestudierende und für kirchliche Systeme ausgehen“¹⁵. Es wäre fatal, wenn notwendige und als richtig erkannte Veränderungen der Aufnahmepraxis erst unter öffentlichem Druck (wie nach den Pädophilieskandalen in den USA) verbindlich und flächendeckend eingeführt würden.

Einführungsphase: propädeutischer Intensivkurs

Bereits die Bischofssynode 1990 hat „eine menschliche, christliche, intellektuelle und geistliche Vorbereitungsphase für die Kandidaten ..., die sich für den Eintritt in das Priesterseminar bewerben“¹⁶ angemahnt. Papst Johannes Paul II hat sich dieser Forderung in seinem Apostolischen Schreiben „*Pastores dabo vobis*“ vollinhaltlich angeschlossen.¹⁷ Das sog. *Propädeuticum* hat sich seitdem weltkirchlich weithin durchgesetzt¹⁸, wenngleich es in der deutschen Kirche weiterhin Vorbehalte gegen dieses Modell gibt, das die Ausbildungszeit verlängert.

Im deutschen Sprachraum hat die Erzdiözese Freiburg mit der Einführung eines sechsmonatigen Kurses für die Aspiranten Pilotarbeit geleistet. Das Fazit nach fünfjähriger Erprobungszeit: So verschieden die biographischen Anwege sind, gemeinsam ist allen Bewerbern doch die Sehnsucht nach einer christlichen Lebensgestaltung (Dauer). Dem wird schon zu Beginn der Ausbildung intensiv Rechnung getragen. Grundelemente dieser Einführungsphase sind: sozialer Einsatz (Begegnung mit Christus in den Armen), eine Gebetsschule (Aufbau bzw. Vertiefung der persönlichen Christusbeziehung), theologische Übungen (Grundkurselemente) sowie eine Bibelschule (Vertraut werden mit der Heiligen Schrift), die möglichst an biblischen Stätten (Israel, Türkei) durchgeführt wird. Im intensiven Miteinander und unter einfachen Lebensbedingungen kommt die eigene Glaubenserfahrung im Kreis Gleichgesinnter zur Sprache (Märkel). Dieser nicht unerhebliche Aufwand wird indes nicht nur von den Kandidaten, sondern auch von der diözesanen Öffentlichkeit als positives Signal der Wertschätzung und Verantwortung für die nächste Priestergeneration wahrgenommen. Auch wenn sich die Ausbildung de facto um ein bis zwei Semester verlängert, empfinden es die Absolventen des propädeutischen Intensivkurses nicht als Verlust. Die Investition dürfte auch aus der Sicht der Ortskirche letztlich als Gewinn verbucht werden (Kothgasser). Nach den positiven Erfahrungen mehrerer deutscher sowie der österreichischen Diözesen, die das Propädeutikum an einem Ort gebündelt haben (Horn, Diözese St. Pölten), sollte das propädeutische Modell zum Standard der Priesterausbildung gehören, wie nicht zuletzt die Bildungskongregation mit gutem Grund anmahnt¹⁹.

¹⁵ Baumgartner, 18.

¹⁶ Propositio 8,

¹⁷ PDV, Nr. 62.

¹⁸ Vgl. Kongregation für das Katholische Bildungswesen, Informativdokument: Der propädeutische Abschnitt, 1998, S. 38.

¹⁹ Vgl. Kongregation für das Katholische Bildungswesen, Informativdokument: Der propädeutische Abschnitt, 1998

Studienphase: Optimale Rahmenbedingungen

Die Studienphase, in der Regel der Diplomstudiengang an einer Theologischen Fakultät in Verbindung mit der Konvikts- bzw. Seminarbildung, in der Regel von einem externen Studienjahr unterbrochen, bildet den Schwerpunkt und das Kernstück der Ausbildung. In einem beeindruckenden Kraftakt haben die Ortskirchen in der Vergangenheit hier Großartiges geleistet. Es wurden Fakultäten und Konvikte bzw. Seminare bereit gestellt und mit erheblichen finanziellen Mitteln für Personal und für den Unterhalt der Einrichtungen und Alumni ausgestattet. Ob und inwieweit diese Rahmenbedingungen wachstumsfördernd sind bzw. optimiert werden können, werden Bestandsaufnahme und Bewertung der verschiedenen Dimensionen gegenwärtiger Seminarbildung sowie weitere Vorschläge für Reformansätze zeigen.

Menschliche Reifungsprozesse

56% der Konferenzteilnehmer sahen die Notwendigkeit, die Ausbildung primär im Bereich der menschlichen Reife zu modifizieren.²⁰ Die Priesterausbildung, die sich einer integrativen Sicht des Menschen verpflichtet weiß und eine interdisziplinäre Anthropologie der christlichen Berufung voraussetzt (Baumann), müsse in weitaus stärkerem Maß persönlichkeits- und reifungsfördernd sein (Jacobs). Vor diesem Hintergrund ist der Ruf nach einer verstärkten Integration von Spiritualität und Psychologie in der Priesterausbildung zu verstehen. Während es beispielsweise in den USA eine Vielzahl von Einrichtungen gibt, die in ihren Angeboten auf eine zugleich spirituelle und menschlich-psychische Entwicklung abzielen²¹, sind diese Orte in Deutschland rar gesät. Hier liegt es nahe, stärker mit den Orden zusammen zu arbeiten, die sich oft auf diese Dimension der Ausbildung und Begleitung spezialisiert haben.

Auch wenn sich jeder „therapeutisierende“ Ausbildungsstil verbietet (Tapken), sollten den Priesterkandidaten dennoch gezielt Hilfen zur Selbstwahrnehmung und Selbstorganisation angeboten werden, um die eigenen Persönlichkeitseigenschaften und das je eigene Selbstbild mit dem „offiziellen“ (bzw. faktischen) Berufsbild in Einklang zu bringen und so möglichen künftigen Belastungen rechtzeitig entgegenzusteuern. Zwar haftet psychologischer Beratung und Begleitung hierzulande oft noch der „Hauch des Pathologischen“²² an, doch empfiehlt es sich um der Persönlichkeitsstärkung der angehenden Priester willen, verstärkt für *ausbildungsbegleitende psychologische Unterstützungsangebote* zu werben. Aus dem Leistungssport ist uns das sog. coaching, d.h. individuelle Hilfestellung um gute Leistungen zu optimieren, vertraut (Baumgartner). Wenn Priesterkandidaten de facto für Leitungsaufgaben vorbereitet werden, sie selbst aber ihre Fähigkeiten „in den Bereichen Managementwissen (z.B. Aufgaben delegieren, Erledigung kontrollieren) und Kommunikation (z.B. vor größeren Gruppen frei sprechen und formulieren)“ vergleichsweise gering einschätzen²³, also wenig Selbstautonomie aufweisen (Jacobs)²⁴, dann muss diesem

²⁰ Vgl. Jacobs ...

²¹ Vgl. Tapken, 5.

²² Tapken, 5.

²³ Baumgartner, 12.

²⁴ Baumgartner, 16

Faktor in der Ausbildung verstärkt Rechnung getragen werden. Die erhebliche Diskrepanz zwischen persönlichem Berufskonzept der Kandidaten (der Priester als Verkündiger und Liturgen) und der faktischen Leitungsanforderung durch Diözesen und Gemeinden fordert die Verantwortlichen in Konvikten und Seminaren heraus, das sich ankündigende „intra- und interpersonelle Konfliktpotential“ (Baumgartner) wahrzunehmen und offensiv anzugehen. Wenn Priester auf Priesterkandidaten belasteter wirken, als diese sich tatsächlich erleben, muss die offenkundige „Angst vor der Überforderung durch die real existierenden pastoralen Strukturen im Hintergrund der Priesterwahrnehmung“²⁵ seitens der Ausbildung ernstgenommen und aufgearbeitet bzw. begleitet werden.

Die nachhaltig geforderte umfassende menschlich-affektive Reifung und Begleitung der Priesterkandidaten erfordert ein hohes Maß an Fachkompetenz auf Seiten der Ausbildungsverantwortlichen. In diesem Zusammenhang fand der Hinweis auf den „*formation adviser*“, der sich um die geistliche und menschliche Begleitung des Kandidaten kümmert und neben einer theologisch-spirituellen häufig auch eine human-psychologische Kompetenz mitbringt, große Beachtung. Ebenso wurde der zunehmende Anteil von Frauen in der Priesterausbildung in den USA aufmerksam registriert. Die Konferenzteilnehmer waren sich weitgehend darin einig, dass es weiterhin großer Anstrengungen bedarf, um Priesterkandidaten in deren inhaltlichen und persönlichen Auseinandersetzung mit Fragen der Sexualität, der Affektivität, der sexuellen Orientierung etc. kompetent zu begleiten.

Geistliche Wachstumsprozesse

Sind die Priesterseminare Orte, an denen der einzelne sich in seinem Gottesbezug tiefer versteht und kennen lernt und zugleich die Gemeinschaft als den kirchlichen Raum der Gottesgegenwart erfährt, „wo das Feuer der Leidenschaft Gottes für sein Volk lebendig ist und lebendig gehalten wird?“²⁶ An dieser Leitfrage orientiert sich die geistliche Ausbildung in Konvikten und Seminaren. Im Regelfall sollte schon in der propädeutischen Phase eine gemeinschaftliche sowie persönliche Einführung in das geistliche Leben erfolgt sein.

In den letzten Jahren hat sich in der spirituellen Ausbildung der persönlichkeitsorientierte Ansatz weithin durchgesetzt. Neben dem geistlichen Vortrag (*puncta meditationis*) nimmt die persönliche geistliche Begleitung einen zunehmend breiteren Raum ein. Die Vortragsexerzitien werden weithin um Einzelexerzitien (oft mit Gemeinschaftselementen) ergänzt, erwachsen aus der Erkenntnis, dass der einzelne in seiner persönlichen Glaubensgeschichte und religiösen Erfahrung angesprochen und ernst genommen werden muss. Das Seminar kann dabei helfen, in das Vertrauen und in den Dialog mit Gott hineinzuwachsen (Gottschlich). Der geistlichen Begleitung kommt daher heute weithin die hermeneutische Funktion zu, das Wirken des Geistes Gottes im einzelnen erkennen und deuten zu helfen (Lindemann). Das erfordert seitens des Spirituals bzw. des Begleiters ein hohes Maß an „Achtsamkeit“ und Sensibilität für den einzelnen, insbesondere in Zeiten der Krise (Hock). Oft sind es Grenzerfahrungen und Krisenzeiten, die Menschen existentiell herausfordern und geistliche Wachstumsschritte ermöglichen. Das zeigt sich auch in der Begleitung der Priesterkandidaten. Insofern ist das Priesterseminar als Lernort zur Einübung

²⁵ Baumgartner, 16.

²⁶ Hagemann, 4

in geistliche Kernkompetenz (Lawry) zu verstehen, bei der das „*habitare secum*“ (Gregor d.Gr.) – das Bei-sich-Sein unter den Augen Gottes - fundamentale Voraussetzung für die spirituelle Begleitung anderer sowie für eine inspirierte seelsorgliche Auferbauung der Gemeinde ist.

Angesichts der zunehmenden Individualisierung und Pluralität an geistlichen Erfahrungen und Voraussetzungen kann und muss der Spiritual nicht jeden Seminaristen persönlich begleiten kann. Er soll aber gewährleisten, dass jeder Kandidat eine möglichst optimale geistliche Begleitung erfährt (Burkhard). Dazu dürfte es hilfreich sein, z.B. vermittels Exerzitien im Alltag Erfahrungsräume geistlicher Begleitung zu erschließen und diese je nach Effizienz auch beizubehalten. Insofern kommt dem Spiritual zunehmend die Aufgabe der Vermittlung von geistlicher Begleitung zu. Es sollte ihm angelegen sein, geeignete und qualifizierte BegleiterInnen zu finden sowie den Austausch untereinander, z.B. in Arbeitsgemeinschaften, zu institutionalisieren (Burkhard). Jede Diözese sollte sich zur Ausbildung einer ausreichenden Zahl von geistlichen Begleitern verpflichten, die im Priesterseminar angebunden mit dem Spiritual zusammenarbeiten.

Auch wenn es in der geistlichen Ausbildung vorrangig um persönliche Spiritualität bzw. Einzelbegleitung geht, so ist die Erfahrung gemeinschaftlicher Gottbezogenheit für die künftigen Seelsorger konstitutiv. Die Erfahrung, miteinander vor Gott zu stehen, macht die Gemeinde überhaupt erst zum Volk Gottes, zu deren Erbauung die künftigen Priester ja gesandt sind. Erziehungsprinzip auch der Seminausbildung, so Johannes Paul II, müsse daher eine „*Spiritualität der Gemeinschaft*“²⁷ sein, so dass die Kandidaten lernen, einander als Geschenk Gottes und gegenseitige Bereicherung zu erkennen: notwendige Voraussetzungen, um „den egoistischen Versuchungen“ zu widerstehen, „die uns dauernd bedrohen und Rivalität, Karrierismus, Misstrauen und Eifersüchteleien erzeugen“²⁸. Der eindringlichen Mahnung des Papstes kann sich kein Seminarverantwortlicher leichthin entziehen: „Machen wir uns keine Illusionen: Ohne diesen geistlichen Weg würden die äußeren Mittel der Gemeinschaft recht wenig nützen. Sie würden zu seelenlosen Apparaten werden, eher Masken der Gemeinschaft als Möglichkeiten, dass diese sich ausdrücken und wachsen kann.“²⁹ Nicht die Vision läuft Gefahr, zur Illusion zu verleiten; die perspektivlose Perpetuierung überkommener Abläufe und Ordnungen birgt vielmehr die Gefahr, den Sinn des Ganzen aus dem Auge zu verlieren, den Ausbildungsauftrag zu verraten und Wachstumschancen zu verspielen.

²⁷ Novo Millennio Ineunte, Nr.43. vgl. Wanke ... ; vgl. Hagemann,5

²⁸ Novo Millennio Ineunte, Nr.43.

²⁹ Novo Millennio Ineunte, Nr.43.

Praxisorientierung und pastorale Motivation

Priesterberufungen fallen nicht vom Himmel (Seeger). Sie entstehen in der Regel im Kontakt mit einer Gemeinde und haben ihren Bezugs- und Zielpunkt in der gemeindenahen Verkündigung. Daher wären die Ausbildungsstätten schlecht beraten, wenn sie den Gemeindebezug – etwa mit Verweis auf die geforderten Studienleistungen – in der Ausbildung unterbieten bzw. über Gebühr beschnitten. Wo die Priesterausbildung stärker mit der Praxis verzahnt ist³⁰, zeigt sich, dass die Priesterkandidaten einen Gutteil ihrer Berufsmotivation gerade aus dem kontinuierlichen seelsorglichen Einsatz beziehen (Hagemann).

Während in Deutschland die Fakultäts- und Konviktsausbildung in der Regel durch Praktika in den Semesterferien ergänzt wird³¹, hat sich in den romanischen Ländern und darüber hinaus der wöchentliche Praxiseinsatz, meist am Wochenende, durchgesetzt. Der studienbegleitende Einsatz in Bezugsgemeinden sichert so nicht nur eine fortwährende Erprobung und Einübung im anvisierten Praxisfeld und eine ständige Verifizierung, sondern auch eine Adaptierung der ursprünglichen Berufungsintuition; er wirkt nicht zuletzt auch motivierend und stimulierend auf das Interesse an theologischer Reflexion (Stenger). Nach Auskunft der Regenten aus jenen Ländern profitieren in erster Linie die Kandidaten selbst von dieser Regelung. Sie finden in „ihren“ Gemeinden Beheimatung, Identität, Auseinandersetzung, Herausforderung, Ansporn und Bestätigung (Hagemann). Die überwiegend positive Erfahrung, sich testen und beweisen zu können, pastorale Gestaltungsräume in Eigenverantwortung und Kooperation (mit Priestern und Laien) zugewiesen zu bekommen, ernstgenommen und gebraucht zu werden, überträgt sich auf das Gemeinschaftsleben in den Seminaren und fördert eine positive Grundstimmung und Solidarität (Stenger). Die Praktikumpfarrer haben aufgrund der familiären Atmosphäre eines Pfarrhauses bzw. des pastoralen Umfelds meist noch andere Zugänge zu den Kandidaten, als dies in einer größeren Seminargemeinschaft möglich ist. Sofern jene sorgfältig ausgewählt, angeleitet und begleitet werden, können sie außerhalb der Seminarstruktur eine nicht zu unterschätzende Identifikationsfigur und ein wertvoller Gesprächspartner für den Seminaristen, aber auch den Regens sein.

Vor diesem Hintergrund wurde mehrfach die Forderung laut, den Bezug zur pastoralen Praxis als durchlaufendes Regulativ der theologischen Ausbildung wie der individuellen spirituellen Betreuung sicherzustellen (Winterholer) und diesen auch im deutschsprachigen Raum über die Dauer des gesamten Studiums durch regelmäßige Praxiseinsätze in die Ausbildung zu integrieren.

³⁰ Z.B. im sog. Ahlener Modell; in Freiburg wechselt der Kandidat im Anschluss an das Vordiplom für ein Sommersemester in die Gemeinde; die Lantershofener Studenten verbringen ein Trimester in einer Gemeinde ihrer Heimatdiözese.

³¹ Die geltende Praktikumsordnung in Paderborn sieht ein vierwöchiges Gemeindepraktikum nach dem ersten Semester sowie je ein Schul-, Sozial- und Jugendpraktikum im weiteren Studienverlauf vor.

Theologische Fundierung, Reflexion und Vergewisserung

In der internen Umfrage, welche Veränderungen in der Priesterausbildung prioritär angegangen werden sollten, lag die theologische Bildung mit 3% mit Abstand an hinterster Stelle. Man mag daraus auf eine relativ große Zufriedenheit mit dem Studium schließen, gemessen an den Defiziten in anderen Ausbildungsbereichen. Doch in Vorträgen und Gesprächsbeiträgen wurde nicht nur die Aufsplitterung der Theologie in ihre Einzeldisziplinen beklagt, sondern gelegentlich - allen Bemühungen um eine fachgerechte Didaktik zum Trotz – ein mangelnder Hörerbezug bei den Fachvertretern konstatiert. Dies wurde auf der Konferenz zum Anlass genommen wurde, die Notwendigkeit einer Evaluation von Forschung und Lehre auch in der Theologie herauszustellen.

Oft fehle es an Vermittlung von theologischem Grundwissen, was nicht zuletzt zu einer mangelnden theologischen Sprachfähigkeit der (angehenden) Priester führe (Wanke). Bei aller Spezialisierung und Differenzierung, so der Tenor, ist zugleich eine „Elementarisierung des Glaubens“ vonnöten, die sich wieder verstärkt an den Fundamenten der Theologie sowie der Lebenswelt der Menschen orientiert (Winterholer).

Die Ausbildungsverhältnisse in Frankreich zeigten eine ungleich deutlichere Ausrichtung der theologischen Reflexion auf die pastorale Praxis als hierzulande (Stenger). Unter dem Gebot der Kontextualität und interdisziplinären Bezogenheit müssten sich, so eine elementare Forderung, die verschiedenen theologischen Disziplinen wieder einander annähern. Dort, wo versucht wird, den pastoralen, gesellschaftlichen und sozio-kulturellen Kontext in die theologische Reflexion einzubeziehen und sich inneruniversitär und interdisziplinär in den öffentlichen Diskurs einzubringen, wird die Stimme der Theologie sehr wohl wahr- und ernstgenommen. Beispiele aus jüngster Zeit belegen, dass sich die Theologie unter diesen Voraussetzungen auch im säkular-wertesistenten gesellschaftlichen Umfeld Akzeptanz, Respekt und Reputation verschafft.³²

Uneingeschränkt positiv fällt die Bewertung der in Deutschland verbreiteten Einrichtung der Außensemester, in der Regel das fünfte und sechste Studiensemester, aus. Erfahrungen belegen, dass der Aufenthalt an einer anderen Fakultät nicht nur in akademischer Hinsicht Vorteile bringt, sondern sich auch positiv auf die gesamt menschliche Entwicklung der Priesterkandidaten auswirkt. Dies ist insbesondere bei Studieneinsätzen im fremdsprachigen Ausland der Fall, da die Auseinandersetzung mit einer anderen Kultur, Lebenswelt, oft auch Kirchnerfahrung und das Erlernen einer fremden Sprache zu Horizonterweiterung und größerer Autonomie der Kandidaten führt. Unter dem Eindruck einer zunehmend zusammenwachsenden Welt (zum *global village*) sollte ernsthaft geprüft werden, ob auch die angehenden Priester nicht wenigstens ein Jahr im - wenn möglich fremdsprachigen – Ausland gelebt haben. Dazu bietet sich das externe Studienjahr an, wobei in diesem Fall eine intensive Vorbereitung, Begleitung und Auswertung seitens der Fakultäten und Seminare gewährleistet werden sollte. Die Anerkennung auswärtig erbrachter Studienleistungen muss auf jeden Fall garantiert sein.

Wiederholt wurde auf den Kommunikations- und Abstimmungsbedarf zwischen den Ausbildungsinstitutionen hingewiesen und eine Intensivierung der Gespräche zwischen Seminar und Fakultät angemahnt. Gelegentlich, so wurde von Seminarleitern geltend

³² Dies belegen Erfahrungen an der Katholisch-Theologischen Fakultät Erfurt, hier auf der Folie der postsozialistischen gesellschaftlichen Wirklichkeit.

gemacht, müssten Theologische Fakultäten daran erinnert werden, dass ihr Fortbestehen nur als Werkzeuge und im Dienst der Priesterausbildung konkordatär gesichert sei. In Ergänzung zu den Optionen der Deutschen Regentenkonferenz wurde daher als weitere These formuliert: „Besser eine Integration der wissenschaftlichen Theologie in eine theologisch fundierte und reflektierte Gesamtbildung, als ein bloßes Nebeneinander oder gar Gegeneinander von wissenschaftlicher Ausbildung auf der einen und menschlicher, spiritueller sowie pastoraler (Aus-) Bildung auf der anderen Seite“ (Hilberath).

Eine bessere Verzahnung und Vermittlung von wissenschaftlich-theologischer Ausbildung und spiritueller Formung wurden wiederholt gefordert. Das Reden von Gott und das Reden mit Gott müssten miteinander parallelisiert sowie umgekehrt die an der Fakultät studierte Theologie existentiell erfahrbar gemacht werden (Mödl).

Obwohl die Tagung nicht den Diplomstudiengang Theologie insgesamt auf den Prüfstand stellen wollte (Hagemann), wurde diesbezüglich von mehreren Seiten Gesprächs- und Klärungsbedarf angemeldet. Die Anregung, die Probleme der Priesterausbildung an den theologischen Fakultäten auf einem eigenen Symposium zu behandeln, stieß im Plenum auf allgemeine Zustimmung.

Berufseinführungsphase: priesterliche Identität und pastorale Kompetenz

Während die Priesterweihe in der Lebensperspektive der Priesterkandidaten meist als Höhepunkt und Abschluss eines langen Berufungs- und Ausbildungsweges gilt, ist diese aus Sicht der *Rahmenordnung für die Priesterbildung* „der Angelpunkt der gesamten Priesterausbildung“³³. Sie kommt in der selbständigen Übernahme eines priesterlichen Dienstes (meist im sog. Pfarrexamen) in der Regel im fünften Jahr nach der Priesterweihe zum Abschluss. „Ziel ist die Einübung in die priesterlichen Grunddienste sowie die Befähigung zu einem persönlich verantworteten und geistlich vollzogenen selbständigen Dienst.“³⁴

Auf dem Symposium wurde mit Sorge die Entwicklung der strukturellen Neuordnung der pastoralen Landkarte in den Diözesen betrachtet, da sie ein nicht geringes Überforderungspotential für den – oft mit Elan startenden – Berufsanfänger in sich berge. Es sei bedenklich, wenn unter dem Druck personaler Engpässe junge Mitbrüder schon frühzeitig in selbständige Leitungsaufgaben gedrängt würden (Thönnies). Gerade bei dem zunehmenden Erwartungs- und Anforderungsdruck, der auf den Priestern lastet, welcher nicht selten mit Überforderungs- und Einsamkeitssymptomen (Zulehner) korreliert, kommt dem verantwortungsvollen Einsatz sowie der Begleitung der jungen Priester gerade in den ersten Berufsjahren eine hohe Priorität zu. In vielen Diözesen ist dies unter dem Druck der Entwicklung aus dem Blick geraten. Hier erinnert das Symposium an die hohe Verantwortung für einen personalpflegerischen Leitungsstil, der auch die Dimension der Personalentwicklung einschließt.

Qualifizierung der Ausbilder: Profession und Charisma

³³ Deutsche Bischofskonferenz, *Rahmenordnung für die Priesterbildung*, 1978, Nr. 131 (S. 61).

³⁴ Deutsche Bischofskonferenz, *Rahmenordnung für die Priesterbildung*, 1978, Nr. 140 (S. 65).

Die Priesterausbildung ist zweifellos eine Zukunftsfrage der Kirche, und Kirchenleitungen werden sich daran messen lassen müssen, was sie für die Heranbildung der nächsten Priestergeneration getan haben. Eine anspruchsvolle, kompetente, differenzierte Priesterausbildung, wie sie gegenwärtig als notwendig erachtet wird, setzt ein nicht geringes Maß an personellen Ressourcen voraus. Die Qualität der Ausbildung – und damit ihre Attraktivität - hängt von der Qualifikation und der ausreichenden Zahl der Leiter und Begleiter ab. Diese Erkenntnis führt dort zu schmerzhaften Eingriffen, wo für Leitungs- und Begleitungsaufgaben freigestellte Priester in der Gemeindeseelsorge fehlen und ihr Dienst von anderen Mitbrüdern solidarisch mitgetragen werden muss. Hier wird deutlich, dass die Sorge um eine qualifizierte Priesterausbildung der ganzen Ortskirche und insbesondere dem Presbyterium ein Anliegen sein muss.

Die Konferenz führte zur Erkenntnis, dass Regenten und Spirituale, geistliche Begleiter und psychologische Berater in der Vergangenheit oft ungenügend auf ihren anspruchsvollen und verantwortungsschweren Dienst an der kommenden Priestergeneration vorbereitet und in der Ausübung ihrer hochkomplexen Tätigkeit nur unzureichend begleitet wurden. Manches hat sich in letzter Zeit zum Besseren gewandelt. Doch gibt es bis heute (zumindest in Deutschland) hinsichtlich der Qualifizierung und Supervisierung der Seminarerzieher weder gemeinsam entwickelte Standards noch überdiözesan abgestimmte Verfahren.³⁵ Hier macht sich das Fehlen von überdiözesanen Ausbildungszentren für kirchliche Verantwortungsträger schmerzlich bemerkbar. Dabei verfügen insbesondere Orden und Geistlichen Gemeinschaften in diesen Bereichen über hohe Kompetenzen und Ressourcen. In Kooperation ließen sich sicherlich auf nationaler Ebene gemeinsame Qualifizierungs- und Fortbildungskurse für Seminarerzieher, etwa in Anbindung an ein Ausbildungszentrum, realisieren. Dazu bedarf es eines verbindlichen, im Bereich der Bischofskonferenzen abgestimmten Gesamtkonzepts zur Qualifizierung der Ausbilder sowie der entschiedenen Bereitschaft, die notwendigen strukturellen Maßnahmen zu ergreifen und die entsprechenden personellen und finanziellen Investitionen zu tätigen. Gleichwohl organisieren viele der Ausbildungsverantwortlichen ihre Aus- und Fortbildung in Eigeninitiative – allein oder im Verbund.³⁶ Da mag es positiv auffallen, dass Ortskirchen mit gravierenderem Priestermangel sich den vermeintlichen „Luxus“ leisten, Priester für ein Zusatzstudium, für Spiritualitäts- oder Leitungskurse etc. freizustellen, um ihnen eine kompetente und angemessene Qualifizierung für ihren späteren Einsatz als Priestererzieher zu ermöglichen.

Die notwendige Qualifizierungsoffensive ist weiter im Kontext einer gezielten *Personalentwicklung* für kirchliche Verantwortungsträger zu sehen, und zwar auch über den Ausbildungsbereich hinaus. Zu den vorbereitenden und praxisbegleitenden Qualifikationen gehört eine supervisorische Vernetzung der Seminarerzieher (Hawighorst). Der Vorschlag

³⁵ Vgl. Kongregation für das Katholische Bildungswesen: Richtlinien für die Vorbereitung der Seminarerzieher, Rom 1993.

³⁶ Z.B. durch Teilnahme an GIS-Kursen oder IMS-Veranstaltungen, Zusammenschluss von bayerischen oder nordwestdeutschen Regenten zu regelmäßigen Supervisionen. Die Päpstliche Universität Gregoriana bietet z.B. spezielle Kurse für (künftige) Formatoren an, ebenso die Bildungskongregation in Verbindung mit den römischen Kollegien, ebenso verschiedene Ordensgemeinschaften. Der alle zwei Jahre in der Regie der Deutschen Regentenkonferenz stattfindende einwöchige *Essener Kurs* kann und will eine qualifizierte Ausbildung nicht ersetzen.

einer „*Führungsakademie*“³⁷ fand allgemein Sympathie und Zustimmung. Ein hierzu eingerichteter Arbeitskreis forderte dazu auf, Mängel, welche die Berufsgruppe selbst nicht ausgleichen kann, durch ein Angebot der Bischofskonferenz zu kompensieren. Vorstellbar ist etwa ein „ambulantes“ Modell, wonach z.B. der Leiter eines Priesterseminars zu Beginn seiner Tätigkeit ein praxisbegleitendes Modul von drei Jahren durchläuft, das überdiözesan organisiert wird. Ein solches Modell ließe sich als Vorstufe zu einer festen Einrichtung unmittelbar umsetzen. Die Regentenkonferenz wird die konkrete Anregung aufgreifen und der Bischofskonferenz ein erweitertes Ausbildungsmodul (mit internationalen Elementen) vorschlagen.

Die Priesterausbildung im deutschsprachigen Raum ist gut, sie könnte aber besser werden, so das Fazit der intensiven Beratungen. Die Voraussetzungen sind hervorragend. Die Fachtagung machte deutlich, dass die Kirche hierzulande ein Gros an hochmotivierten, engagierten und kompetenten Seminarerziehern zur Verfügung habe, die von der Reformfähigkeit und Reformnotwendigkeit des Ausbildungssystems überzeugt und zu entschlossenem gemeinsamen Handeln bereit seien. Diesen Kairos, darin waren sich die Teilnehmer des Symposions einig, sollte man nicht verstreichen lassen.

III. Zeit zum Aufbruch

Präsenz und Präsentation des Priesters in der Öffentlichkeit

Qualität spricht für sich. Diesem merkantilen Grundsatz weiß sich auch kirchliches Handeln zu recht verpflichtet. Doch wird diese *Sprache* auch verstanden? Oder wird sie marktschreierisch übertönt? Müssen also, um auf die Qualifizierungsanstrengungen in der Priesterbildung abzuheben, nicht auch Bedeutung und Attraktivität des Priesterberufes werbend und öffentlichkeitswirksam herausgestellt werden? Wofür steht der Priester, und wozu braucht es den Priester? Es ist an der Zeit, der innerkirchlichen wie der gesellschaftlichen Öffentlichkeit ins Bewusstsein zu rufen, dass es auch heute Priester gibt und geben muss: um ihrer Leidenschaft für Gott und die Menschen willen.

Diesem Anliegen sieht sich auch die Deutsche Regentenkonferenz verpflichtet. In zwölf „Optionen“ präsentierte sie im Rahmen des Symposions die gleichermaßen provozierende wie ambitionierte Denkschrift „Priester für das 21. Jahrhundert“³⁸. Darin weist sie - in Verbindung mit einem mehrjährigen Aktionsplan - offensiv auf die sakramentale Struktur der Kirche und den darin unverzichtbaren priesterlichen Dienst hin und fordert zur Auseinandersetzung mit Dienst und Leben der Priester, ihrer angemessenen Ausbildung sowie zur Schwerpunktsetzung in der Berufungspastoral auf (Ehler). Im „Testlauf“ erhielt diese Initiative durchweg gute Noten.

³⁷ Hagemann, 15.

³⁸ siehe Anlage, Seite ...

Anspruchsvoll präsentieren: Zeit für Öffentlichkeit

Es bedarf eines mutigen und entschlossenen Aufbruchs der Kirche aus Larmoyanz, Lethargie, Selbstbemitleidung und selbstgewählter Binnenzentriertheit (Griesbach), will sie sich der Öffentlichkeit als interessierten und interessanten Gesprächspartner stellen: nicht anbietend, sondern mit einer profilierten, eigenen Positionen. Verglichen mit anderen gesellschaftlichen Institutionen³⁹ liegt die katholische Kirche mit ihrem Medienauftritt und ihrer Öffentlichkeitsarbeit zwar oft im Hintertreffen (Sellmann), doch gibt es zur positiven Darstellung des Priesterbildes in der Öffentlichkeit keine ernsthafte Alternative. Woher kommt das Bild des Priesters in der öffentlichen Wahrnehmung? So sehr die Erkenntnis schmerzt: Die „Mitte der Stadt“ ist nicht mehr die Kirche, sondern das Fernsehen (Sellmann). Die mediale Begegnungsmöglichkeit mit Priestern bzw. mit einem konkreten Priester ist um ihrer Authentizität willen unerlässlich, will man die „Inszenierung“ des Priesterlichen nicht den vorabendlichen Priesterserien oder der Werbung überlassen.

Vor dem Hintergrund ihres Anspruchs und Sendungsauftrags ist der weitgehende Rückzug der Kirche aus der Öffentlichkeit und ihre Reserviertheit gegenüber den Medien unverständlich. Dabei bietet die rd. 2000 jährige Geschichte der Kirche einen eindrucksvollen Beleg dafür, wie sie in missionarischem Geist den Weg zu den Menschen, auf Kanzeln und öffentlichen Plätzen gesucht hat, um das Evangelium zu verkünden und für den christlichen Glauben zu werben. Ängstlichkeit vor der öffentlichen Meinung oder (in der Folge) eine falsche Selbststilisierung als „verfolgte Kirche“ (Ruh) sind schlechte Berater, will die Kirche gemäß ihrem Sendungsauftrag „*ad gentes*“, zu allen Völkern gehen und das Evangelium von den Dächern verkünden. Öffentlichkeitsarbeit als solche ist noch keine Gefahr für die Substanz des Glaubens. Die Kirche sollte die Chancen nutzen und die Techniken beherrschen, um ihrem missionarischen Auftrag auf den „Dächern unserer Zeit“ gerecht zu werden (Laurien).

Um dieses Anliegen gezielt zu verfolgen, muss die Kirche die Öffentlichkeitsdimension heutiger Verkündigung ernst nehmen und die Gesetzmäßigkeiten medialer Kommunikation verstehen lernen. Was man nicht übersieht, macht bekanntlich Angst und wird leicht dämonisiert oder, im Falle von Marketing und Publicity, als unredlich und manipulativ abqualifiziert. Es wäre eine falsche Alternative, wollte man das menschlich verbindliche Angebot, nämlich die für die Glaubensweitergabe wie Glaubensannahme nach wie vor unabdingbare personale Begegnung, durch mediale Kommunikation ersetzen oder gegen öffentliches Auftreten ausspielen. Die Defensive ist keine christliche Perspektive. Es braucht im Gegenteil überzeugende, kompetente, d.h. mit den Gesetzmäßigkeiten öffentlicher Verkündigung vertraute Zeugen für den Glauben, die sich nicht scheuen, sich in der „Arena“ mit Dreck bewerfen zu lassen (Segbers). Die Kirche sollte sich dem real existierenden Forum der Öffentlichkeit nicht entziehen, so der Tenor des Fachkolloquiums, denn Rückzug und Schweigen seien auch eine Form der Kommunikation mit absehbaren Folgen.

Ist die Unumgänglichkeit medialer Kommunikation nicht von der Hand zu weisen, bleibt Kirchenvertretern oftmals ein Unbehagen, ob und inwieweit die professionelle Nutzung moderner Kommunikationstechniken der Weitergabe von Glaubensinhalten angemessen ist. Dabei ist nicht ausgemacht, ob es sich letztlich um berechtigte ethische Vorbehalte oder um

³⁹ Man denke etwa wie streng im säkularen Bereich eine Institution wie die US-Armee die Art ihrer Darstellung in den Medien, in Filmen und Serien verfolgt, auswertet und darauf reagiert.

kulturpessimistische Reminiszenzen handelt. Letztere bestanden auch zu früheren Zeiten, etwa hinsichtlich der Inanspruchnahme von Radiofrequenzen oder Kabelnetzen zur Ausstrahlung und Verbreitung von Glaubensinhalten. Ähnliche Fragen stellen sich hinsichtlich der Internetnutzung als „Kanzel unserer Zeit“. Es sollte in diesem Zusammenhang darauf geachtet werden, dass Methoden und Inhalte nicht verwechselt werden. Die Kirche soll und muss ihren Werten ethisch glaubwürdig Öffentlichkeit verschaffen. Es hat noch lange nichts mit Manipulation zu tun, wenn dabei Methoden des Marketings genutzt werden (Griesbach).

Zur medialen Präsenz der Kirche und ihrer Priester gebe es, so der weitgehende Konsens, keine ernsthafte Alternative. Fatal wäre eine „gegenkulturelle Ausrichtung“ der Kirche und damit ihre Selbstaussgrenzung, nicht nur für die Kirche, sondern in erster Linie um der Menschen willen, denen die Botschaft der Kirchen geschuldet ist (Sellmann). Die Devise müsste im Gegenteil lauten: statt erleiden, sich kompetent einbringen und mitgestalten. Für ihr negatives Image, so ein Kommunikationsberater, sei allein die Kirche verantwortlich (Behrent). Das Symposium plädierte für eine offensive Auseinandersetzung mit der Mediengesellschaft und einen positiven und konstruktiven Umgang mit modernen Kulturtechniken bereits in der Ausbildung der angehenden Priester plädiert (Zelinka). Medienpädagogik, Öffentlichkeitsarbeit, Interviewtraining etc. sollten fester Bestandteil des Curriculums in jedem Priesterseminar sein, denn die mediale Kompetenz des (zukünftigen) Priesters müsste schon im Rahmen der Ausbildung gefördert und geschult werden. Auch wenn sich nicht jeder Priester zum Talkgast oder Fernsehratgeber eigne, bräuchte es im Klerus einzelne professionalisierte Priester, die den Umgang mit medialer Öffentlichkeit beherrschten und das Image aller Priester damit verbesserten (Griesbach). Medialität setze dabei Beherrschbarkeit eines entsprechenden Instrumentariums voraus (Enrich).

Wenn Konsens darüber besteht, dass sich der Priester in der Öffentlichkeit besser darstellen muss, könnte eine Strategie aus folgenden Punkten bestehen:

- Auf allen Ebenen Kontakt zu den Medien herstellen und einzelne Priester als Gesprächspartner professionalisieren.
- Das Verständnis für mediale Kommunikation voraussetzend gezielt die eigenen Zeichen (z. B. die Liturgie) nutzen und profiliert darstellen.
- Die Identitätsfrage des Priesters herausarbeiten und den Lesern / Hörern / Zuschauern plausibel und anschaulich erschließen: Was tut er, wie und wofür lebt er, warum gibt es ihn und warum braucht es ihn auch morgen?
- (Angehende) Priester anleiten, für ihren missionarischen Auftrag alle Medien zu nutzen und diese als moderne Kanzeln wahr zu nehmen.
- Die Prioritäten im priesterlichen Dienst neu formulieren.

Mit der mutigen Option, sich kompetent, angstfrei und offensiv dem öffentlichen Diskurs zu stellen, ja ihn für die eigenen Ziele und Anliegen zu nutzen, zeichnet sich eine Perspektive ab, um dem Priester in der Öffentlichkeit mittelfristig wieder Präsenz, Akzeptanz und Kompetenz zu sichern. Auch wenn eine verstärkte Präsenz des Priesters in den Medien nicht unmittelbar stimulierend auf die Berufsentscheidung junger Menschen wirken wird, so führt sie auf jeden Fall dazu, im allgemeinen Bewusstsein der Menschen zu verankern, dass es sinnvoller-, ja notwendigerweise Priester gibt. Erfährt die Präsenz des Priesters in der Öffentlichkeit zudem

eine positive Konnotation, dürfte sich dies zumindest nicht negativ auf die Stimmungen und Orientierungen derjenigen auswirken, die sich ernsthaft Gedanken über Berufung und Berufswahl machen.

Ansprechend verkünden. Zeit für Berufungspastoral

So wichtig die öffentliche Wertschätzung für den Priester ist, notwendig und bedeutsamer ist die unmittelbare berufungspastorale Ansprache potentieller Kandidaten. In diesem Zusammenhang ließ der ermittelte Wert der internen Umfrage aufhorchen: 86% der Konferenzteilnehmer sind dezidiert der Meinung, das Potential an Priesterberufungen sei noch nicht ausgeschöpft, doch fehle es (derzeit) an einem Instrumentarium, diese Ressourcen zu heben³. Diese Erkenntnis kann dazu motivieren, neben Optimierung der Priesterausbildung und der Öffentlichkeitsarbeit die Berufungspastoral aus der Randlage ins Zentrum der kirchlichen Aufmerksamkeit zu rücken.

Über Ursachen und Faktoren des Rückgangs der geistlichen Berufe ist viel geforscht und diskutiert worden. Dafür verantwortlich sind zweifelsohne der rasant verlaufende demographische Wandel, veränderte Orientierungsmuster, das differenzierte Auswahlverhalten und nicht zuletzt das gewandelte Lebensgefühl der heutigen Menschen (Genn). Auch die innerkirchliche Kommunikation des Priesterbildes ist defizitär und bleibt seltsam diffus, inkohärent und beliebig. Dies verunsichert nicht nur die Gemeinden, sondern in erheblichem Maß auch die angesprochene Zielgruppe potentieller Priesterkandidaten (Seeger). Solange beim Thema „Priester“ vornehmlich Probleme und Spannungen kommuniziert werden, so das Fazit, ist mit einer Trendwende noch nicht zu rechnen (Birkenmeier).

Theologie der geistlichen Berufung

Analysen und Erklärungsmuster ließen sich fortführen, doch damit ist die mangelnde Attraktivität des Priesterberufs nicht hinreichend zu erklären. Es stellt sich grundlegend die Frage, wie es um die Kirche bestellt ist, wenn es scheinbar für so wenige attraktiv ist, sich mit ihrer ganzen Person in ihr zu engagieren.⁴⁰ Das rührt an den Kern kirchlichen Sendungsbewusstseins und fordert zu einer grundsätzlichen Klärung und Aufarbeitung heraus. Vor diesem Hintergrund ist die Frage der geistlichen Berufungen konstruktiv und positiv anzugehen, um - fernab aller Rekrutierungsanstrengungen - zu einem grundlegend neuen Ansatz in der Berufungspastoral zu gelangen. Zu Recht wurde darauf hingewiesen, dass die Sorge um geistliche Berufe nicht aus Angst betrieben werden darf. Im Gegenteil, sie sei aus der „Panik-Ecke“ herauszuholen und in den größeren Horizont der „Pastoral“ Gottes als Ausdruck seiner Hirtensorge für sein Volk zu stellen: „Da erwachte im Herrn die Leidenschaft für sein Volk“ (vgl. Joel 2,18).

⁴⁰ Vgl. Bischof Franz Kamphaus: „Was ist los mit unseren Gemeinden, mit unserer Kirche, dass so wenig junge Leute auf den Gedanken kommen, Priester zu werden? Wir sind in den meisten Dingen perfekt ausgestattet, es läuft. Aber ist bei uns die Glut des Evangeliums zu spüren, die Leidenschaft für Gott? Wir leugnen ihn nicht, aber wir rechnen auch nicht ernsthaft mit ihm. Unser Gott ist weder zu fürchten noch zum Verlieben.“, Fastenhirtenbrief, Limburg 2001.

Ohne die vielfachen anthropologischen, gesellschaftlichen, soziologischen und pastoralen Interdependenzen zu verkennen, setzt der hier in Grundzügen erarbeitete Neuansatz der Berufungspastoral gnadentheologisch und ekklesiologisch breiter bei der Berufung des Volkes Gottes an. Er gründet in der Überzeugung, dass alle speziellen Berufungen in der „allgemeinen“ Berufung des Volkes Gottes grundgelegt sind und sich aus dieser heraus schenken, wann und wie Gott will. Das allgemeine Priestertum aller Gläubigen ist somit gleichsam der „Humus“, auf dem jede spezielle Berufung, also auch jene zum Dienst am Priestertum aller Gläubigen, wachsen und gedeihen kann. Vor jedem berufungspastoralen Sondereinsatz ist es daher an der Gemeinde Jesu Christi, gleich ob territorial oder kategorial verflochten, sich selbstkritisch zu fragen, ob sie auf der Höhe ihrer Berufung lebt. Umgekehrt muss sich jeder pastorale Ansatz anfragen lassen, ob er wirklich der Auferbauung der Gemeinde dient⁴¹. Das Volk Gottes und die Gemeinde Jesu Christi finden zu ihrer eigentlichen geistlichen Bestimmung, wenn sie sich bewusst um den Auferstandenen sammeln, sich unter das Wort Gottes stellen und von der Eucharistie nähren, sozusagen hineinkommunizieren in den ekklesialen Leib Christi, und von daher ihre Würde und ihren Auftrag verstehen, Ort der Präsenz des Auferstandenen in der Welt – *sacramentum mundi* – zu sein. Von dieser missionarisch–repräsentativen Grundberufung und Sendung erfüllt, dürften sich dann auch Einzelne finden, die sich von der Liebe Christi gedrängt fühlen, mit ihrer ganzen Existenz für den Herrn der Kirche einzustehen und sich von ihm in Dienst nehmen zu lassen.

Pastoral der geistlichen Berufe

Vor dem Hintergrund einer solchermaßen pneumatologisch wie ekklesiologisch verantworteten Gemeintheologie, der jede Pastoral fundamental verpflichtet ist, lässt sich nach Aufgaben, Perspektiven und Handlungskonzepten einer speziellen Berufungspastoral fragen.

Auftrag der Gemeinde

In ihren „Optionen“ erinnert die Deutsche Regentenkonferenz die Gemeinden unter anderem daran, dass die Frage der Priesterberufungen in ihrem ureigenen Interesse liegt: „Besser die Gemeinden in ihrer Verantwortung für Priesterberufe in die Pflicht nehmen, als das kirchliche Leben priesterlos organisieren.“⁴² Dazu bedarf es der Bewusstseinsbildung auf breiter Ebene in allen Gremien und Gruppierungen, selbstverständlich auch in den (Jugend)Verbänden und kirchlichen Einrichtungen⁷, denn auch gottgeschenkte Berufungen „fallen nicht vom Himmel“, sondern müssen aus der Gemeinde erwachsen (Seeger). Erfahren junge Leute, die nach ihrem Platz in der Kirche suchen, dass man in der Gemeinde für sie betet, dass man sich für sie und ihre Ideale interessiert, fühlen sie sich eher ermutigt, sich dem Anspruch Gottes zu stellen. In jeder Gemeinde müsste eine heilsamen Unruhe entstehen auf die Frage, ob sich die nachwachsende Generation aufgrund ihrer Gemeindeerfahrung dazu angesprochen fühlt, Verantwortung in ihr zu übernehmen, vielleicht sogar einen geistlichen Beruf zu ergreifen. In einigen Diözesen sind Priesterkandidaten selbst initiativ geworden und haben die

⁴¹ Vgl. z.B. Röm 14,19; Eph 4,7-16; 1 Kor 14,4.

⁴² Siehe Anlage

Pfarrgemeinden des Bistums in einem Brief mit durchweg großer Resonanz um Solidarität und Achtsamkeit für Berufungen gebeten.⁴³

Es braucht nach Überzeugung der Symposionsteilnehmer eine neue Nachdenklichkeit, die zu beständigem Gebet anregt⁴⁴, aber auch zu konkretem Engagement ermutigt. Auch wenn Berufungen nicht „gemacht“ werden können, liegt es doch an den Gemeinden, ob in ihnen ein geistliches Klima herrscht, in dem heranwachsende Berufungen wahrgenommen und unterstützt werden. Den Beweis für die Ernsthaftigkeit ihres Anliegens werden Gemeinden nur dann erbringen, wenn sie konkrete Verantwortlichkeiten benennen und institutionell sicherstellen, dass das Thema der Geistlichen Berufe in den eigenen Reihen präsent bleibt.⁴⁵ Auf große Beachtung stieß in diesem Zusammenhang der Hinweis auf sog. *parish vocation committees*, d.h. „Pfarrei-Berufungs-Teams“ in vielen Diözesen (nicht nur in den USA), die, vom Bischof beauftragt, in ihren Pfarreien konkrete Anregungen für die Berufungspastoral geben, dem Pfarrgemeinderat regelmäßig berichten und mit den Verantwortlichen der Jugendarbeit wie der Diözesanstelle für Berufungspastoral zusammenarbeiten (Birkenmeier).⁴⁶

Interesse für den Einzelnen

Berufungen entstehen – in der Regel – nicht im Team oder Kollektiv. Daher bedarf es der aufmerksamen Begleitung des Einzelnen, unbeschadet seiner möglichen Einbindung in eine Gruppe Gleichgesinnter. Die Pflege echter menschlicher Beziehungen kostet vor allem Zeit und geht ggf. auch zu Lasten anderer, pastoral sinnvoller Tätigkeiten. Verschiedene Konferenzteilnehmer machten diesbezüglich auf die erforderliche Verständigung auf Posterioritäten in der Seelsorge aufmerksam. Weiter braucht es den Mut, junge Menschen im rechten Moment auf eine Berufung anzusprechen. Besonders in dieser Phase dürfen junge Menschen nicht allein gelassen werden. Vor jeder spezifischen Berufung muss die Entdeckung der Berufung zum Christsein in seiner ganzen Fülle stehen, die als solche bereits Nährboden für jede weitere Entfaltung der Berufung ist (Beck).

⁴³ Aus einem Brief von Weihesakandidaten der Erzdiözese Paderborn an die Pfarrgemeinderäte ihres Bistums: „Wir sind davon überzeugt, dass sich auch heute mancher von Gott angesprochen fühlt, der zum Priester berufen ist. Aber dazu bedarf es auch der Ermutigung und Unterstützung. Wir haben ja selbst erfahren, wie wichtig für unseren Berufungsweg die ersten Schritte in der Heimatgemeinde waren, sei es als Messdiener oder Lektor, in der Jugendarbeit oder Firmvorbereitung, in vielfältigem Engagement oder einfach als stiller Beter im Gottesdienst. Daher möchten wir Sie bitten, im Pfarrgemeinderat und mit der ganzen Gemeinde der Frage nachzugehen, ob Gott nicht auch aus Ihren Reihen junge Menschen beruft, die sich ihm mit ihrer ganzen Person zur Verfügung stellen.“ (Paderborn, 2002) Eine ähnliche Aktion erfolgte im Bistum Mainz.

⁴⁴ Bischof Algermissen: „Kein Gottesdienst ohne Gebet um geistliche Berufe!“ (Fastenhirtenbrief 2003). In der Diözese Graz wurde an alle Priester ein Lesezeichen für das Stundenbuch mit Gebeten um geistliche Berufungen verteilt. (Beck)

⁴⁵ Z.B. in Glaubensgesprächen, Bibelkreisen, Jugendliturgien mit Begegnungsmöglichkeiten, Treffpunkten, bei denen jeweils eine Glaubens- oder Berufungsgeschichte erzählt wird.

⁴⁶ Birkenmeier, Berufungspastoral in den USA, in: Wegbereiter 2/2002, 15. Weitere Informationen über: Zentrum für Berufungspastoral, Schoferstr. 1, D-79098 Freiburg.

In dem Maße, in dem jemand mit seiner Berufung im Einklang steht, kann er auch Zeuge sein (Genn). Untersuchungen belegen allerdings, dass Priester sehr zurückhaltend sind, wenn es darum geht, geeignete Kandidaten auf den Priesterberuf anzusprechen.⁴⁷ Dafür mag es unterschiedliche Gründe geben, die im Einzelfall auch ihre (meist in der Biographie des Berufsträgers gründende) Berechtigung haben. Doch ist nicht von der Hand zu weisen, dass durchaus interessierte und geeignete Priesterkandidaten durch das negative Vorbild einzelner Berufsträger bzw. durch deren Abraten von ihrem Vorhaben abgeschreckt werden (Genn). Kardinal Grochowski forderte diesbezüglich die Kirche und insbesondere die Priester zu einer „Reinigung des Gedächtnisses“ auf.⁴⁸ Doch ebenso unbestreitbar ist, dass Berufungen nicht zur Entfaltung kommen oder verschüttet werden, weil potentielle Kandidaten nicht „angesprochen“ wurden.⁴⁹ Es gibt einen unleugbaren Zusammenhang zwischen dem Zufriedenheitspotential der werbenden Berufsgruppe der Priester und deren spezifischer Berufungspastoral: „Es gibt viele Samuels, aber wenige Elis“ (Klaus Hemmerle).⁵⁰

Auf- und Ausbau einer Ermutigungs- und Begleitungsstruktur

Die Berufungspastoral sollte im selbstlosen Dienst an den Jugendlichen bestehen. Dabei ist ernst zu nehmen, dass junge Menschen sich mit Entscheidungen heute oft schwer tun. Meist handelt es sich um langfristige Prozesse, die angemessen begleitet werden müssen. Die Erfahrung zeigt, dass sich in den Konvikten und Seminaren zunehmend „ältere Kandidaten“ melden, deren Berufung oftmals im Laufe einer Biographie verschüttet war, durch besondere Umstände oder Erfahrungen aber plötzlich wieder aufgebrochen ist (Genn). Es macht also Sinn, entsprechend der Verschiebung der Reifephasen auch die 20- bis 30-Jährigen verstärkt in den Blick zu nehmen, was z.B. durch eine verstärkte berufungspastorale Akzentuierung in der Studentenseelsorge geschehen könnte.

Entscheidend für Weckung und Förderung geistlicher Berufe ist der personale Bezug, im Bild der Samuelgeschichte: der Dienst des „Eli“ (vgl. 1 Sam 3). Die Suche nach jungen „Samuels“ führt zu der Frage nach Profil und Gestalt der „Elis“: Männer und Frauen, die als geistliche Menschen einen Blick dafür haben, wo der Geist Gottes den Anderen innerlich bewegt.⁵¹ Junge Leute haben ein feines Gespür für das Heilige, Transzendente, Göttliche, ohne dies oft konkret benennen zu können. Umso wichtiger ist der Dienst der Deutung. Dies erfordert eine spezielle Ausbildung der Verantwortlichen (Birkenmeier). Es müsste deshalb jeder Diözese

⁴⁷ Vgl. den Bericht zur Priesterumfrage der Erzdiözese Paderborn: Gott umarmt uns durch die Wirklichkeit, 1998.

⁴⁸ vgl. Grochowski ...

⁴⁹ Kardinal Degenhardt: „Als ich kürzlich mit angehenden Priestern zusammen war, erzählte einer von seiner Berufungsgeschichte. Er schilderte, dass er als Jugendlicher furchtbar schüchtern war. Ihn habe schon früher die geheime Frage umgetrieben, ob der Priesterberuf nicht auch etwas für ihn sei. Und auf meine Frage, warum er dann doch eine andere Ausbildung begonnen habe, antwortete er: `Keiner hat mich angesprochen´.“ Vgl. Pfingstbrief 2002.

⁵⁰ Ausführlich in: Peter Klasvogt, Priester – Visionär und Realist, Paderborn 2001, 63-88.

⁵¹ Vgl. das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg: „Niemand hat uns angeworben“ (Mt 20,7). Kardinal Degenhardt: „Sollte es uns auch so gehen, dass wir als Kirche, als Gemeinde so betriebsblind geworden sind, dass wir keine Augen mehr für die haben, die nicht bei uns sind, aber gerne zu uns gehörten? Und dass wir uns zwar auf ein funktionierendes Gemeindeleben in Liturgie, Katechese, Gruppen- und Verbandsarbeit, Fest und Feier (...) konzentrieren, aber die Personen übersehen, die möglicherweise tieferliegende persönliche Fragen und Ideale haben? Mich bedrückt der Gedanke, wir könnten sie übersehen.“ Vgl. Pfingstbrief 2002.

und Geistlichen Gemeinschaft ein Anliegen sein, hinreichend Seelsorger heranzubilden (z.B. in Intervallkursen) und sie gezielt für die Begleitung junger Leute auf ihrem Berufungs- und Entscheidungsweg einzusetzen.

Erschließung von geistlichen Erlebnis-, Begegnungs- und Vertiefungsräumen

Wenn heute zunehmend milieugestützte Räume der Grundlegung und Entfaltung geistlicher Berufungen - Familie, Gemeinde, Schule, Jugendarbeit etc. - wegbrechen (Birkenmeier), dann stellt sich die Frage nach adäquaten alternativen Unterstützungssystemen. Jugendliche machen durchaus tiefgreifende persönliche Erfahrungen mit Gott, oft als punktuelle geistliche Highlights (z.B. Weltjugendfest, Wallfahrten, Jugendtage, Katholikentage). *Heilige Orte*⁵² und *geistliche Gemeinschaften*⁵³ werden häufig als entscheidende Impulsgeber erfahren und als Schutzzräume zur Vertiefung, Aufarbeitung und Begleitung geistlicher Erfahrungen aufgesucht. Den Diözesen, Orden und Neuen Geistlichen Gemeinschaften erschließt sich hier ein weites Feld der Kooperation, die allerdings nicht von partikularen Interessen der verschiedenen Institutionen - wie in der Vergangenheit geschehen - überlagert werden dürfte. Die punktuellen Kontakte bedürfen der kontinuierlichen Begleitung, etwa in übergemeindlichen Berufsgruppen, in denen geistlich Interessierte mit Gleichgesinnten zusammenkommen, sich austauschen und gemeinsam in ein geistliches Leben eingeführt werden können. Solche Gruppierungen sind häufig exklusive Orte, an denen das Thema „Berufung“ überhaupt erst kommunizierbar wird (Birkenmeier). In der Schaffung von vocationalen Gemeinschaften für Jugendliche hat die Diözese Augsburg mit der Einrichtung des „Offenen Seminars“ bzw. des „Neuen Wegs“ schon vor Jahrzehnten mit überaus gutem Erfolg Pilotfunktion übernommen.

Verantwortung der Ortskirche

Doch so notwendig die basalen Ermutigungs- und Unterstützungsstrukturen auch sind, angesichts der hochkomplexen Prozesse der geistlichen Berufsfindung und -förderung sind die einzelne Gemeinde bzw. der (die) einzelne Seelsorger (-in) oft mit der angemessenen geistlichen Begleitung überfordert. Darum bedarf es überregionaler Strukturen und Institutionen sowie deren angemessener Ausstattung mit Kompetenzen und Kapazitäten, wie sie etwa in den Diözesanstellen „Berufe der Kirche“ anzutreffen sind. Diese diözesanen Zentren der Berufungspastoral sind vor jeder Einzelaktion und über alle berufungspastoralen Aktivitäten hinaus gleichsam das „Gewissen der Diözese“, welche die Ortskirchen an ihren originären Auftrag erinnern, die Berufungsdimension als Regulativ für alle Dimensionen der Seelsorge wahr- und ernst zu nehmen. Zugleich machen sie das Thema der geistlichen Berufe in der inner- wie außerkirchlichen Öffentlichkeit präsent: in Kooperation mit dem Nationalen Zentrum für Berufungspastoral, den Orden, Neuen Geistlichen Gemeinschaften und Ausbildungseinrichtungen. Hier erfolgt auch die Vernetzung mit den anderen Dimensionen der Seelsorge und Einrichtungen der Jugendpastoral. Weitere Schwerpunkte der Arbeit sind die Koordinierung vielfältiger Initiativen und Kontakte, Beratung und Begleitung von Interessenten, Multiplikatorenschulung, Bewusstseinsbildung etc. Die auf dem Symposium zahlreich vertretenen Mitarbeiter in den Diözesanstellen „Berufe der Kirche“ haben durch

⁵² Z. B. Taizé, Assisi, Santiago di Compostela, Vezeley, Klöster und geistliche Zentren, aber auch Weltjugendfeste, Liturgische Nächte etc.

⁵³ Z.B. San Egidio, Jerusalemgemeinschaft, charismatische Gebetsgruppen, Fokolargemeinschaften etc.

ihre Anwaltschaft für geistliche Berufe, mithin auch für potentielle Priesterkandidaten, den Zukunftsaspekt der Konferenz nachhaltig unterstrichen.

Konzertiertes Zusammenspiel

In Vorträgen und Statements, mehr noch in Arbeitskreisen und Randgesprächen wurden auf dem Symposium eine Fülle von Ideen und Projekten, Erfahrungen und Konzepten zur Berufungspastoral ausgetauscht und diskutiert.⁵⁴ Dabei zeigte sich, dass es *das* Erfolgsrezept und *den* Königsweg zur Werbung und Gewinnung neuer geistlicher Berufungen nicht gibt. Wichtiger ist es allemal, Verbündete im gleichen Anliegen zu entdecken und Möglichkeiten der Kooperation und Partizipation auszuloten. Um der Stimme kirchlicher Berufungen in der Kakophonie unserer Zeit auch in Zukunft Gehör und Aufmerksamkeit zu schenken, dürfte es zunehmend wichtig sein, Ideen, Initiativen und Projekte zu sichten, aufeinander abzustimmen und zu einer schlagkräftigen konzertierten Aktion zu bündeln – in der Sprache der Werbewirtschaft: „Ganzheitliche Kommunikation braucht ein Orchester mit einer gemeinsamen Idee und einem gemeinsamen Anreiz“.⁵⁵ Was für den oben angedeuteten Leitbildprozess zur priesterlichen Identität gilt und was sich als dringendes Erfordernis einer professionellen und überzeugenden Priesterausbildung herausgestellt hat, greift auch in der Berufungspastoral: Bündelung aller Kräfte und gemeinsam abgestimmtes Vorgehen. „Schneller, ganzheitlich, erfolgreicher durch Orchestrierung. Die letzten Jahrzehnte haben zahllose neue Instrumente hervorgebracht. Lange wurde geübt. Jetzt ist es an der Zeit, dass sie zusammenspielen“⁵⁶, so die erstaunliche Erkenntnis aus Marketingforscher und Werbeagenturen. Sie lässt sich durchaus auf die kirchliche Überzeugungsarbeit übertragen. Wie das geht, hat zuletzt die US-amerikanische Bischofskonferenz gezeigt, als sie für die Berufungspastoral ein schlagkräftiges mehrjähriges Programm aufgelegt hat. Unter dem Motto „*For a Future Full of Hope: Tell the Story!*“⁵⁷ sucht eine breit angelegte „Kampagne“ Priester und Ordensleute ermutigen und dafür gewinnen, jungen Leuten persönlich die eigene Glaubens- und Berufungsgeschichte zu erzählen - eine Einladung mit Folgen.⁵⁸

⁵⁴ An dieser Stelle sei nur auf die *website* des Zentrums für Berufungspastoral: www.berufung.org und dessen Organ „Berufung, Zur Pastoral der geistlichen Berufe“ hingewiesen: „Dem Evangelium ein Gesicht geben“, 2003, Heft 41. Kontaktadresse Österreich: Stephansplatz 6, A-1010 Wien; www.canisius.at; Kontaktadresse Schweiz: Fachstelle Information Kirchliche Berufe, Postfach 6178, CH-6000 Luzern, ikb@kath.ch.

⁵⁵ Sebastian Turner, Zeit für das Orchester, in: Zukunft der Werbung – Werbung der Zukunft. Supplement zum Deutschen Werbekongress 2003

⁵⁶ ebenda

⁵⁷ The US Bishops' National Covenant Strategy, 1996-1998: For A Future Full of Hope: Tell the Story", Washington, D.C.

⁵⁸ Ein entsprechendes Projekt wurde in der Erzdiözese Paderborn gestartet: „Priestergeschichten. Von und für Idealisten“. Zehn junge Priester erzählen in einer Broschüre von ihrer Lebens- und Berufungsgeschichte und lassen sich dabei gleichsam über die Schulter schauen. Die auch im Internet unter eigener web-Adresse veröffentlichten „Priestergeschichten“ richten sich insbesondere an Jugendliche, die oft keinen direkten Kontakt, geschweige denn persönlichen Zugang zu einem (jüngeren) Priester haben, und laden zu Kontakt und Begegnung ein. Vgl. Peter Klasvagt (Hg.), „Priestergeschichten. Von und für Idealisten“, Paderborn 2002. Bezug: Diözesanstelle „Berufe der Kirche“, Leostr. 21, 33098 Paderborn; Präsentation im Internet: www.priestergeschichten.de.

IV. Unterwegs mit einer Verheißung

Prophetische Existenz – Perspektiven priesterlicher Existenz⁵⁹

Wie geht weiter? So fragten sich die Teilnehmer des Symposions und vielleicht auch nun der Leser dieser Dokumentation. In Paderborn war neben der Sorge um die Zukunftsfähigkeit des priesterlichen Amtes und Dienstes deutlich die Zuversicht zu spüren, dass Berufung und Sendung des Priesters (wieder) an Leucht- und Anziehungskraft gewinnen, gerade auch in dunkler Zeit. Impulse und Anregungen aus Vorträgen und Diskussionen, aber auch die persönlichen Begegnungen ließen Innovationskraft und Perspektivenreichtum erkennen, die in der Kirche heute lebendig sind.

Vielleicht macht gerade das Joelbuch deutlich, aus welcher Perspektive die vorstehenden Überlegungen, Anregungen, Herausforderungen gelesen werden wollen. Die prophetische Vision geht von einer existentiellen Erfahrung der Dürre aus. Die Zeit des Mangels ist zugleich die Zeit der Erwartung, Aufforderung an das Volk Gottes, sich ganz und gar auf Gott auszurichten. *„Der Tag des Herrn ist nahe. Er kommt mit der Allgewalt des Allmächtigen“ (Joel 1,15)*. Dies mag durchaus als Paradigma für unser Bemühen gelten, angesichts des Priester mangels auch heute danach zu fragen, was Gott will, wohin er seine Kirche führt und was er ihr sagen will.

Für Israel gab es in der Notsituation nur eine Devise: *„Kehrt um zum Herrn, eurem Gott! Denn er ist gnädig und barmherzig, langmütig und reich an Güte“ (Joel 2,13)*. Auch heute setzt sich die Erkenntnis durch, dass notwendige pastorale Umstrukturierungsprozesse von Spiritualität begleitet sein müssen. Der prophetische Text aus dem Alten Bund beeindruckt durch seine Klarheit: in der Erfahrung der Not und der Schuld braucht es die Konzentration aller Kräfte auf das eine Notwendige, den solidarischen Schulterschluss aller Gläubigen und aller, die nur irgendwie zum Gottesvolk dazugehören. *„Versammelt das Volk, heiligt die Gemeinde! Versammelt die Alten, holt die Kinder zusammen, auch die Säuglinge! Der Bräutigam verlasse seine Kammer und die Braut ihr Gemach.“ (Joel 2,16)*

Vor diesem Hintergrund mag man fragen, wie groß der Leidensdruck sein muss, damit auch heute alle im Volk Gottes einmütig zusammenrücken und mit einer Stimme und im selben Geist Gott bitten, den Mangel zu beheben. Ist es vielleicht die deutsche Eigenart, das eigene kritische Bewusstsein zu pflegen, immer noch einmal einen Vorbehalt anzumelden und sich vom *main stream* zu distanzieren? Damit mag man sich zwar die intellektuelle Legitimation verschaffen, um nicht konkret Hand anlegen zu müssen. Aber daraus entsteht noch keine Kraft, weder zum eindringlichen Beten noch zum entschiedenen Handeln. Dann fehlt der letzte Ernst, es kommt zu Lähmung und Verzettelung, so dass die wirklich gravierenden Probleme nicht konsequent angegangen und infolgedessen auch nicht gelöst werden.

Die Vision des Propheten Joel dagegen hat ein anderes Vorspiel: die Erfahrung des Mangels und der (geistlichen oder materiellen) Dürre, aber eben auch der ganzen Entschlossenheit des ganzen Gottesvolkes, sich mit einer Stimme und in verschworener Gemeinschaft vor Gott zu

⁵⁹ Der Ausblick lehnt sich an die Ausführungen von Weihbischof Hans-Josef Becker an, mit der er die Tagung beschlossen hat.

stellen. Gottes Wort ist Ant-Wort auf das einmütige Einstehen des Volkes: *„Da erwachte im Herrn die Leidenschaft für sein Land, und er hatte Erbarmen mit seinem Volk.“ (Joel 2,18)* Diesem Volk, das demütig zu Gott ruft und auf ihn seine Hoffnung setzt, erfährt, dass sich die Verheißung erfüllt. Doch nicht genug damit: Das Volk, dessen Gott sich erbarmt, in dessen Mitte er wohnen will, steht unter der Verheißung des kommenden Heils, der Ausgießung des Geistes, jener Text, der am Pfingsttag in der Liturgie zur Verlesung kommt: *„Danach aber wird es geschehen, dass ich meinen Geist ausgieße über alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein, eure Alten werden Träume haben, und eure jungen Männer haben Visionen. Auch über Knechte und Mägde werde ich meinen Geist ausgießen in jenen Tagen.“ (Joel 3,1-2)*

Der demütigen gemeinsamen Hinwendung zum Herrn, ohne Rücksicht auf individuelle Eitelkeiten und persönliche Profilierung, entspricht die überraschende Erfahrung des Geistes, der Söhne und sogar Töchter zu Propheten macht, weder an den Alten noch Jungen vorbeigeht, der sogar jene begeistert, die „knechten“ und niedere Dienste verrichten: zum Aufbau des Ganzen, wie wir im Rückblick auf das Pfingstereignis erkennen können. Gemünzt auf die Frage nach der Zukunft des Priesterlichen: Wer weiß, wohin uns der Geist Gottes führen wird, auch im Blick auf die priesterliche Dimension im Gottesvolk, was er an Träumen, Visionen und Lebensperspektiven noch freisetzen will und wird – zum Wohl des Ganzen. Das 21. Jahrhundert wird es erweisen.